23. Jahrgang August 2022 €7,50 8424

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Die Haut

8

Zwischen innen und außen

Der Maler Heinrich Vogeler WERNER MILSTEIN
Kirche neu sortieren BERND SCHLÜTER
Bundeswehr im Baltikum ROGER TÖPELMANN

Ein Liederbuch mit vierundzwanzig Liedern für den Morgen, den Tag und den Abend, beinahe alle neu arrangiert, etliche neu textiert – einige aus dem Englischen, aus sehr unterschiedlichen Epochen und Kontexten, andere aus dem Brunnen der deutschen Lyrik – von Hermann Hesse, Joseph von Eichendorff oder Gerhard Schöne – andere aus dem »Great American Songbook« oder Klassiker heutiger Popularmusik – wie etwa Leonard Cohens »Halleluja« oder »Ol'55« von Tom Waits. Für vier Stimmen gesetzt, von Paul Klees Engeln begleitet.

Lieder und Songs von Heinrich Albert, Leonhard Cohen, Marvin Gay, Christian Lahusen, Gerhard Schöne, Tom Waits und anderen

Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit
Liederbuch für alle Tage

Herausgegeben von
Klaus-Martin Bresgott und
Johann Hinrich Claussen

86 Seiten, mit vier Illustrationen
ISBN: 978-0-000-00231-9

Vertrieb: Kulturbüro des Rates der EKD
E-Mail: kultur@ekd.de
Schutzgebühr: 5 Euro (Abgabe ab vier Exemplaren)

EKD KULTURBÜRO

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
Wolfgang Huber
Ilse Junkermann
Isolde Karle
Annette Kurschus
Ulrich Lilie
Friederike Nüssel
Christiane Tietz
Michael Weinrich

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Lied berührt viele bis heute: „Du hast jeden Raum/Mit Sonne geflutet/ Hast jeden Verdruss/Ins Gegenteil verkehrt“. Vor genau zwanzig Jahren erschien das Album „Mensch“ von Herbert Grönemeyer mit dem Lied „Der Weg“, aus dem die zitierten Zeilen stammen. Darin verarbeitet der bekannte Musiker und Schauspieler den Tod seiner Lebensgefährtin: „Nordisch nobel/Deine sanftmütige Güte/Dein unbändiger Stolz/Das Leben ist nicht fair“, heißt es weiter. Der Theologe Karl Tetzlaff geht in seinem Beitrag den religiösen Motiven dieses Albums von 2002 nach. Lieder, die unter die Haut gehen (Seite 43).

Apropos Haut: Im Schwerpunkt unserer Augustausgabe haben wir einige Artikel zur Haut versammelt (Seite 22), die unser wichtigstes und – ja – schwerstes Organ umfassend beleuchten, von innen wie von außen. Diese Texte seien Ihnen neben anderen Themen dieser Ausgabe empfohlen, zum Beispiel dem Aufmacher von Bernd Schlüter zur notwendigen organisatorischen Reformation der evangelischen Kirche (Seite 8).

In diesem Heft schreibt unser Gründungsherausgeber Wolfgang Huber letztmalig seine Kolumne (Seite 11). Er hat gebeten, sich nach 22 Jahren aus dem Herausgabekreis von *zeitzeichen* zurückziehen zu dürfen. Das können wir ihm (leider) nicht abschlagen, zumal er in diesem Monat seinen 80. Geburtstag feiert. Wir danken Wolfgang Huber sehr für die inspirierende Herausgeberschaft und die profilierten Artikel bei uns, die wir auch künftig gerne erwarten.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich eine gewinnbringende *zeitzeichen*-Lektüre und hoffe, dass Sie einen schönen, erholsamen und dabei nicht zu heißen und trockenen Spätsommer verleben.

Ihr
Reinhard Mawick

Reinhard Mawick

12

Foto: Tobias Tiltscher

Treffen in Karlsruhe

Ende des Monats beginnt die 11. ÖRK-Vollversammlung. Zum ersten Mal treffen sich Christen aus aller Welt in Deutschland. Top-Themen dürften der Krieg in der Ukraine und die Rolle der Russisch-Orthodoxen Kirche sein.

Die Haut

In diesen Sommerwochen setzen viele Menschen ihre Haut an der See oder im Gebirge der Sonne aus. Wohlwissend, dass das dem größten und ansehnlichsten Organ schaden kann. Was eine gesunde Haut wert ist, registrieren wir zumeist erst, wenn sie krank wird. Inzwischen weiß man auch um die enge Verbindung von Haut, Hirn und Nerven, denn sie ist eine Schaltstelle für Reize von innen und außen.

22

Foto: akg

KIRCHE

8 BERND SCHLÜTER
Eine neue organisatorische Reformation gefordert

12 STEPHAN KOSCH/REINHARD MAWICK
Die ÖRK-Vollversammlung in Karlsruhe

15 CHRISTIAN STAFFA
Kirchenpapier zu Nahostkonflikten

20 ANDREAS MÜLLER
Über die NS-Vergangenheit von Pfarrern

KOLUMNE

11 WOLFGANG HUBER
Hoffnung in einer Zeit großer Sorgen

KOMMENTAR

18 KATHRIN JUETTE
Unsoziale Inflation

STÖRFALL

19 JAN FEDDERSEN
Eine Kultur des Frömmlertums

HAUT

24 REINHARD LASSEK
Ein funktionaler Alleskönner

27 UWE GRUNERT
Christkind mit Sommersprossen

30 CLAUDIA JAHNEL
Über die Hautfarben

33 PAUL-HENRI CAMPBELL
Die Tätowierung als älteste Form der sakralen Kunst

36 GESPRÄCH MIT UWE GIELER
Spiegel der Psyche

THEOLOGIE

40 WOLFGANG PFÜLLER
Zum 100. Geburtstag von Ulrich Neuenschwander

KULTUR

43 KARL TETZLAFF
Vor zwanzig Jahren erschien das Album „Mensch“

46 WERNER MILSTEIN
Der Maler und Grafiker Heinrich Vogeler

Titelseite: Model Katey bei einer Bodypainting-Performance in Hannover 2022.
Foto: dpa
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

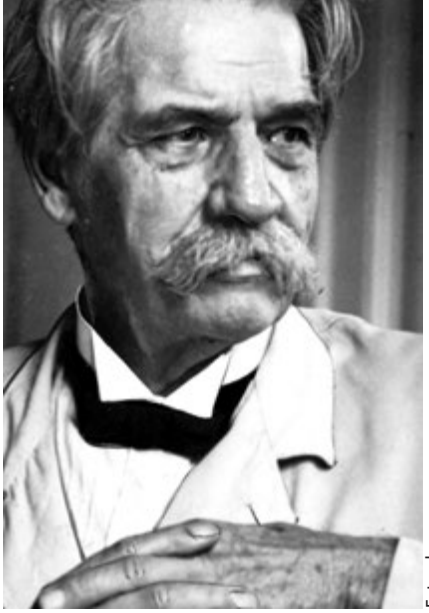


Foto: dpa

40 Auf Schweitzers Spuren

Er gehörte zu den bedeutendsten Vertretern der liberalen Theologie nach dem Zweiten Weltkrieg, und sein großes Vorbild war Albert Schweitzer: der Berner Theologe Ulrich Neuenschwander, der vor genau einhundert Jahren geboren wurde. Leider verstarb er bereits 1977. An ihn und sein Werk erinnert Wolfgang Pfüller vom Bund für Freies Christentum.

43 „Du fehlst“

Vor 20 Jahren erschien Herbert Grönemeyers popkulturell bedeutendes Album „Mensch“, dessen Lieder bis heute auch in kirchlichen Kontexten gespielt werden. Karl Tetzlaff beschreibt die religiösen Elemente in Grönemeyers Texten.

Foto: dpa

DAS PROJEKT

50 THOMAS LINKE
Im Westen viel Neues

REPORTAGE

54 ROGER TÖPELMANN (TEXT) · CHRISTIAN SPICKER (FOTOS)
Die Bundeswehr in Litauen

REZENSIONEN

Musik

61 REINHARD MAWICK
Fritz Brun: Frühe Kammermusik

61 UDO FEIST
Taj Mahal & Ry Cooder: Get On Board

Hörbuch

62 HELMUT KREMERS
Eulen

Bücher

62 NATHALIE ELEYTH
Sarah Vecera: Wie ist Jesus weiß geworden?

62 ANGELIKA OBERT
Helga und Thomas Ulrich: Achtsamkeitsmeditation aus christlicher Sicht

64 UTA SCHMIDT
Jantine Nierop: Geschlecht und Kirche

65 MICHA BRUMLIK
Klaus Holz/Thomas Haury: Antisemitismus gegen Israel

66 MICHAEL UTSCH
Lars Allolio-Näcke: Anthropologie und Kulturpsychologie der religiösen Entwicklung

67 DIRK SIEDLER
Reinhard Hempelmann/Gerhard Duncker: Wie Christen und Muslime miteinander leben können

68 HANS-ULRICH PROBST
Annika Brockschmidt: Amerikas Gotteskrieger

69 EBERHARD KRAUSE
Joachim Krause: Otto Delitsch

66 Autoren
64 Buchtipps
3 Editorial
69 Filmtipps
67 Impressum
52 Klartext
72 Kulturtour
59 Leserbriefe
6 Magazin
73 Notabene
71 Notizen
70 Personen
73 Punktum
73 Veranstaltungen
74 Vorschau

Foto: epd

Debatte über Welterbe-Status des Naumburger Doms

Die Drohung, dem Naumburger Dom den UNESCO-Weltkulturerbe-Status zu entziehen, stößt in der evangelischen Kirche auf Unverständnis. Hier habe der Denkmalschutz den Tourismus, aber nicht die lebendige Kirchengemeinde im Blick, sagte der Regionalbischof des Propstsprengels Halle-Wittenberg, Johann Schneider, dem *Evangelischen Pressedienst*. Objekt des Streits ist der wieder aufgestellte Marienaltar im Westchor des Doms. Fast 500 Jahre nach dem Verlust der Mariendarstellung in der Mitte des Kunstwerks von Lucas Cranach dem Älteren (1472–1553) sind die beiden originalen Altarflügel nun durch ein neues Mittelteil sowie einen Sockel ergänzt worden. Das neue Bild stammt vom Leipziger Künstler Michael Triegel.

EKD-Ratsvorsitzende zu Lindner-Trauung

Die EKD-Ratsvorsitzende hat sich gegen den Eindruck gewandt, man könne die Kirchensteuer sparen, aber bei Bedarf kirchliche Dienste wie ein Event buchen. Eine „Lindner-Zeremonie“ sei kein Gottesdienst. Zur Trauung von Bundeswirtschaftsminister Christian Lindner (FDP) und der Journalistin Franca Lehfeldt sagte Annette Kurschus dem *Westfalen-Blatt*: „Sonderangebote für Reiche und Wichtige zu machen, ist nicht unser Ding und wird es auch nie sein.“ Dass man in Medien von einer „Lindner-Zeremonie“ gelesen habe, wo ein Gottesdienst gemeint sei, sei ungut. Kurschus räumte ein, sie habe nur eine Meinung zu Dingen, deren Sachverhalt sie genau kenne. Sie wisse etwa „nicht genau, ob Herr Lindner oder Frau Lehfeldt vor der Trauung Kirchenmitglieder waren oder wurden“. Zu den Aufgaben im Traugespräch gehöre „ausdrücklich, die Möglichkeit eines Kircheneintritts anzusprechen“. Die Pfarrerin in Keitum habe entschieden, die beiden zu trauen; „und ich muss ihr vertrauen, dass sie dies nach dem Gespräch mit dem Paar nach reiflichem Nachdenken getan hat“, so Kurschus.

Ausbau der NS-Gedenkstätte Grafeneck

Die vier großen Kirchen in Baden-Württemberg unterstützen gemeinsam die Weiterentwicklung der NS-Gedenkstätte Grafeneck mit 200 000 Euro. Damit helfen die Kirchen bei Ausbau und Modernisierung des Schlosses, auf dessen Gelände die Gedenkstätte liegt. Der derzeitige Eigentümer des Schlosses – die Samariterstiftung – hat keine Verwendung mehr für das Gebäude und überlässt es dem Träger der Gedenkstätte (Verein Gedenkstätte Grafeneck e. V.) kostenlos als Eigentum.

Foto: dpa

Foto: akg

Beteiligungsforum Sexualisierte Gewalt

Das Beteiligungsforum Sexualisierte Gewalt (BeFo) der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ist offiziell eingesetzt. Das Forum ist der neue zentrale Ort gemeinsamer Auseinandersetzung und Lösungsfindung zwischen Betroffenen und kirchlichen Beauftragten. Alle Fragestellungen rund um den Schutz vor und die Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche werden in dem Beteiligungsforum zentral von Betroffenen und kirchlichen Beauftragten diskutiert. Der Sprecher der Betroffenen im neuen Gremium, Detlev Zander, sagte, die EKD gebe damit ihre Deutungshoheit auf. Seine Co-Sprecherin Nancy Janz erklärte, es sei eine Beteiligungsform entstanden, „in der nicht über uns, nicht ohne uns, sondern nur mit uns entschieden werden kann".

Hommage auf den Maler Max Liebermann in Berlin

Anlässlich des 175. Geburtstags von Max Liebermann zeigt die Alte Nationalgalerie in Berlin als Hommage auf ihn eine Sonderschau großer Werke des deutschen Impressionisten. Die Präsentation beleuchtet bis zum 13. November 13 Werke der Sammlung der Nationalgalerie aus sehr individuellen Blickwinkeln und regt die Besucherinnen und Besucher zur eigenen Auseinandersetzung mit dem Ausnahmekünstler an. Die Sammlung der Nationalgalerie beherbergt mit 22 Gemälden, darunter „Gänserupferinnen" (1871/1872), „Flachsscheuer in Laren" (1887) und „Selbstbildnis mit Sportmütze an der Staffelei" (1925), wesentliche Meilensteine der großen Karriere des Berliner Künstlers (1847–1935). Liebermann war einer der bedeutendsten deutschen Maler auf dem Weg zur Moderne, dessen Malstil sich während seines langen Schaffens vom Naturalismus zum Impressionismus wandelte.

Verfahren gegen Pater wegen Containerns

Die Staatsanwaltschaft Nürnberg-Fürth ermittelt wieder gegen den Nürnberger Jesuitenpater Jörg Alt wegen des Diebstahls weggeworfener Lebensmittel. Wie Alt dem *Evangelischen Pressedienst* bestätigte, wurde dies seinem Anwalt mitgeteilt. Mitte Mai waren die Ermittlungen zunächst eingestellt worden. Dagegen hatte Alt Einspruch eingelegt, weil er als Priester und Jesuit nicht privilegiert behandelt werden wollte. Alt kämpft mit zivilem Ungehorsam für ein Lebensmittelrettungsgesetz und eine Agrarwende.

Ausstellung über Staatsbürgerschaften

Mit seiner neuen Ausstellung „Staatsbürgerschaften. Frankreich, Polen, Deutschland seit 1789" thematisiert das Deutsche Historische Museum in Berlin bis zum 15. Januar 2023 den Bedeutungswandel und die Mobilisierungskraft von Staatsbürgerschaft vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart: Entscheidend für ihre Herausbildung war die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789. Sie schuf den *citoyen* – den Staatsbürger – und bestimmte, welche Rechte und Pflichten mit dieser neuen Rolle einhergingen.

Verantwortung statt Versorgung

Die evangelische Kirche in Deutschland braucht eine organisatorische Reformation auf vielen Ebenen

BERND SCHLÜTER

Kirchenaustritte und Säkularisierung sind keine Naturgesetze. Die evangelische Kirche könnte ihre vielfältigen Ressourcen wirksamer einsetzen. Dann würde aus Abbau endlich wieder Aufbau, meint der Hochschullehrer, Rechtsanwalt und EKBO-Synodale Bernd Schlüter. Er beruft sich dabei auf subjektive Erfahrungen in diversen Funktionen, Ebenen und geografischen Bezügen.

Das Christentum stellt in seiner Vielfalt, seinen Institutionen und Lebensimpulsen ein unschätzbares kulturelles Erbe und Zukunftspotenzial dar. Die mediale, kommerzielle Konsumwelt, die weiter wirksame DDR-Propaganda, ein schräges Wissenschaftsbild und die herrschende Religion des Materialismus haben wenig Interesse daran, religiöse oder kulturelle Inhalte zu vermitteln. Auch Schulen und Rundfunk scheitern oft daran. Die Diskussionen um die Aufarbeitungsprozesse in der römisch-katholischen Kirche und das Interesse an leicht fasslichen Überschriften lassen die Begriffe Missbrauch und Kirchenaustritt dominant erscheinen. Leerstellen im kulturellen, seelischen und geistigen Leben vieler Menschen werden sichtbar und berauben unsere Gesellschaft einer wichtigen ethischen und sinnstiftenden Quelle. Um so wichtiger ist es, dass die beiden großen Kirchen ihre Potenziale nutzen und sie nicht verspielen.

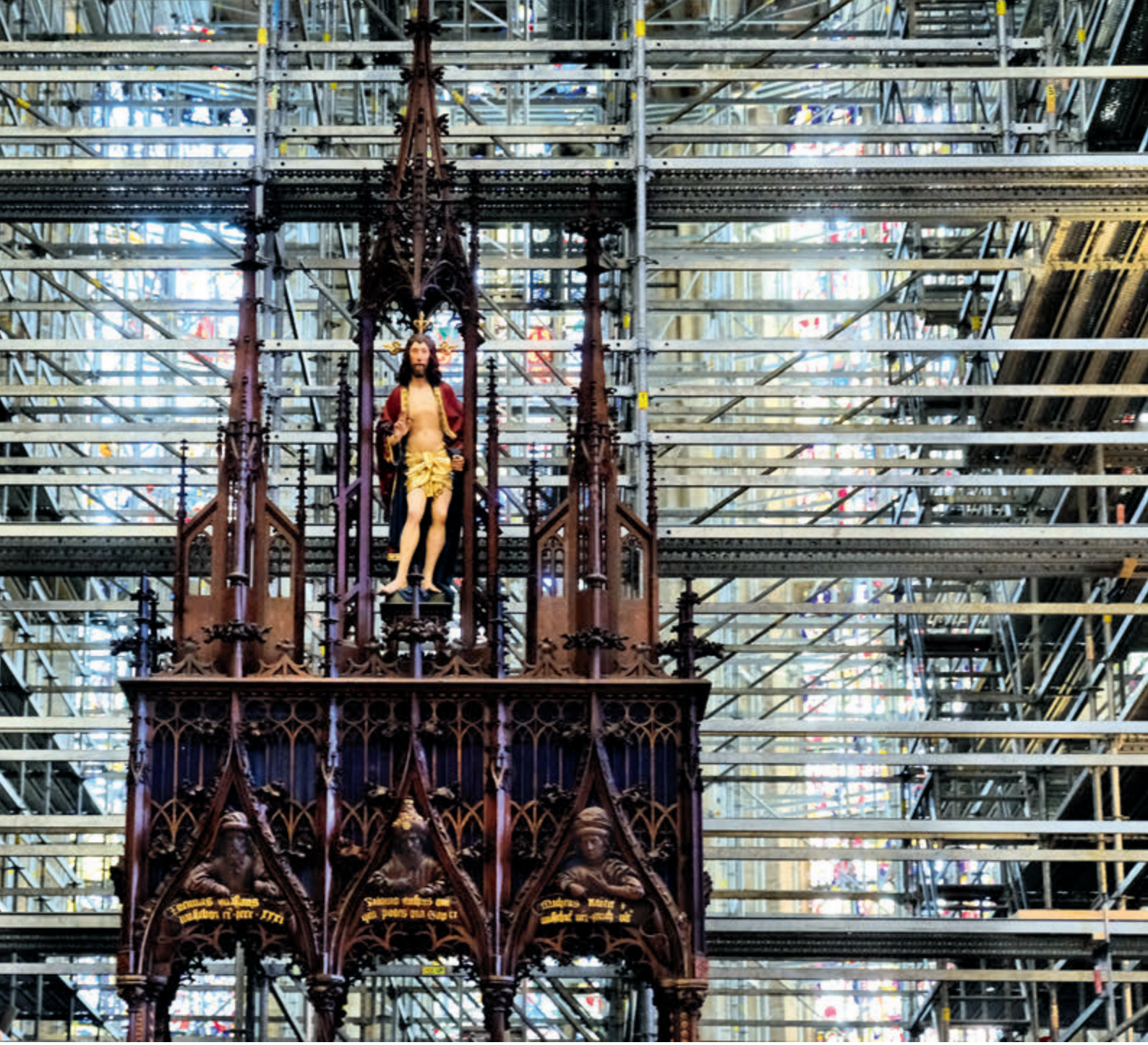
Die evangelische Kirche in Deutschland hat nahezu alles, was sich Religionsgemeinschaften weltweit nur wünschen können: eine große Gemeinschaft, eine reformatorische Botschaft von Freiheit und Verantwortung, die an die Aufklärung und wichtige Kulturtraditionen anschlussfähig ist, eine wissenschaftliche Theologie und Soziallehre von Weltrang, viele engagierte und gut ausgebildete haupt- und nebenberufliche Mitarbeitende, ein Heer ehrenamtlich Engagierter, eine Verzahnung mit Universitäten und Schulen, eine hochleistungsfähige Diakonie, die von Wohnungslosigkeit bis zum Krankenhaus wichtige Schnittstellen in die Gesellschaft abbildet, eine einzigartige professionelle und von begeisterten Laien getragene Kirchenmusik, die wichtige Brücken in die Kunst und zu den Herzen der Menschen schlägt, regelmäßige Kirchensteuereinnahmen, einen zukunftssichernden Immobilienbesitz – mit einem biblischen Wort: Sie hat einen großen ideellen und materiellen Schatz zu verwalten und wird am Ende des Tages gefragt werden, wie sie ihn gehütet und vermehrt hat.

Alle reden über die römisch-katholische Kirche und übersehen die teils hausgemachte Krise der Protestanten. Nach den guten Impulsen des Reformationsjubiläums sind in der Pandemie gefährliche Defizite der Organisation und der Amtsausübung, aber auch viel persönliches Engagement und Innovationspotenzial deutlich geworden. Man verfügt über nahezu alles, was viele Katholiken noch einfordern, und dennoch ist die Zukunft bedroht. Statt die großen, noch vorhandenen Ressourcen zu nutzen, engagierte Menschen zu motivieren, Kirchensteuern und Immobilien wirksam einzusetzen, Mindeststandards kirchlichen Lebens organisatorisch abzusichern und innovativ zu investieren, wird mitunter eher der Abbau begleitet. Das letzte EKD-Reformpapier („Zwölf Leitsätze“, 2020) flüchtet sich in eine etwas hilflose „Offenheit“, denkt aber weiter in der Beamtensystematik. Man will kein rückgebautes Gleiches, hat aber wenig Mut zu Neuem. Man scheut die Durchsetzung von Verantwortung, wirksamer Ressourcenverwendung, Leistung und Qualität. Da die Beamtenversorgung und eine mit ihr nur bedingt vereinbare selbstbestimmte „Freiheit“ des Pfarramtes gesichert werden, kommt es zwangsläufig zu Friktionen mit Gemeinden und Freiwilligen.

Man verfügt über nahezu alles, was viele Katholiken einfordern. Dennoch ist die Zukunft bedroht.

Die rhetorischen Nebelkerzen mancher Reformpapiere zeigen mitunter eine gewisse Oberflächlichkeit und Realitätsferne. Auch die geschulte Rede und Gesprächsführung ist kein Ersatz für wirksame Strukturen und Zuständigkeiten. Defizite im hauptamtlichen Dienst werden oft zu einem seelsorgerlich zu bearbeitenden Konflikt mit den

Foto: epd



Wann wird aus Abbau endlich wieder Aufbau? Der Chorraum des Ulmer Münsters bei der Renovierung 2019.

Ehrenamtlichen umgedeutet, wo eigentlich Weisungen oder proaktive Beratung angebracht wären.

Immerwährende Reformation

Die immerwährende Reformation braucht klare Worte auf der Basis selbstkritischer Analysen. Das EKD-Reformpapier leistet das kaum: Angeblich führen gesamtgesellschaftliche, demografische Faktoren und grundlegende Glaubenskrisen zur Schrumpfung der Kirche, keinesfalls ihre hausgemachten Defizite. Warum wächst der Zuspruch zu anderen Gemeinschaften, warum ist die Kirche wenig bei den Alltagssorgen unter anderem der Menschen in ländlichen Regionen? Die oft mehrere Galaxien entfernte EKD hat keine zentrale Steuerung, könnte aber in ihren Impulsen hilfreicher sein. Als eine Art Oberverband mit prestigeträchtigen Ämtern müsste sie den Menschen momentan zumindest mehr Orientierung geben, als das gelingt. Sie erregt sicher mediale Aufmerksamkeit, wenn sie sehr junge Menschen zu Vorsitzenden macht, die liturgische Texte zeitgeistartig aus dem Handy ablesen. Die Jugendlichkeit erweist sich jedoch in der Substanz, nicht in der Attitüde. Jeder nur kleine Versuch einer Landeskirche, Jugendarbeit systematisch zu fördern und zu garantieren und digitale Standards der Öffentlichkeitsarbeit zu setzen, ist hilfreicher als die jetzigen PR-Verrenkungen. Oft kann man mit einiger Vorsicht und Einsicht schon an lokalen Veranstaltungen und Mitgliederzahlen ablesen, wo gute und wo schlechte Arbeit geleistet, wo in die Zukunft investiert wird und wo engagierte Menschen ihre Arbeit tun. Es gilt, dem launischen Zufall der persönlichen und örtlichen Umstände in den Arm zu fallen und für wirksamere Kompetenzen und Strukturen zu sorgen. Wie fördert man ein gutes Gemeindemanagement, wie wird aus gut gemeintem Gremienhandeln eine informierte und wirksame Tätigkeit? An Formalien fehlt es dabei nicht. Aus der Tradition der Staatskirche kommen das bürokratische Kleinklein, endlose Gesetzbücher und Stellenpläne,

lange Versorgungsdebatten, weniger systematisch gesichert und gefördert ist aber der Ethos des guten Dienstes, der rechtmäßigen Amtsführung und der Professionalität.

Auch der Kern der Botschaft und der Gemeinschaft bedarf der Sicherung. Um neben den Themen Schrumpfung und Austritt noch hörbar zu werden, macht man sich manchmal zu Chefanklägern und Verstärkern der medial gelieferten weltweiten Missstände, man springt auf kaum übersehene parteipolitische Themen und Mainstreambewegungen und verfehlt dabei mitunter die eigene, unverwechselbare Aufgabe im Alltag und in der ethischen Fundierung.

Synoden und Predigten entgehen nicht immer der Meinungsblase und atemloser Mainstreamverfolgung. Nach dem Verkämpfen für Landesfürsten und Kaiserreich, für und gegen nationalistische Diktaturen, den Kolonialismus, den Atomausstieg, den NATO-Doppelbeschluss und die Klimabewegung könnte deutlicher werden, dass nötiges gesellschaftliches Engagement von Protestanten am sichersten auf einer soliden Bildung des Geistes, der Seele, des Herzens und des Gewissens fußt.

Weitere Themen der Kirche sind Verteilungskämpfe um kleiner werdende Haushaltsmittel und Stellenpläne. Auch das EKD-Papier verharrt hier im Dualismus Beamtenstelle und Ehrenamt. Das wichtige Feld der nebenberuflichen Honorarkräfte: Fehlanzeige. Die schon kafkaeske Bürokratisierung und die endlosen Lesungen von Kirchengesetzen nützen wenig, die Umsetzung hinkt. Nicht zahlenmäßig, aber durch ihren rhetorischen und hauptberuflichen Wissens- und Handlungsvorsprung werden Synoden und Gremien tendenziell von hauptberuflich Mitarbeitenden und Pfarrpersonen dominiert. Dies kann im Einzelfall zu einer falsch verstandenen, von Standards und Weisungen ungestörten Freiheit und zufälligen Wirkung der Amtsausübung beitragen, verbunden mit allen Vorteilen des Beamtenstatus. Diese ist gerade nicht die doppelseitige Medaille des hergebrachten Berufsbeamtentums und muss die vielen Funktionsträger frustrieren, die eine vorbildliche und erschöpfende Arbeit leisten.

Obwohl die Reformation das Priestertum aller Gläubigen verkündet, hat sich eine neue Art Klerus ausgebildet, der sich teils über-, teils unterbelastet. Von ihm geht viel Engagement aus, er birgt aber auch Gefahren einer Selbstversorgungs- und Selbstverwaltungsmentalität. Bei allen regionalen Unterschieden: Es bedarf einer höheren Konsequenz, um Standards und Qualität der Amtsausübung durch Leitung, Aufsicht, klare Zuständigkeiten und Zielvorgaben abzusichern. Neben Prävention verlangt das auch eine klare Aufarbeitung von Schäden und Pflichtverletzungen, nicht das Bemänteln und Hochloben.

Intransparente Foren

Oft könnte eine deutlichere Trennung der Verantwortlichkeit von Leitung und Aufsicht hilfreich sein. Obwohl eher als Ausnahme vorgesehen, haben Pfarrpersonen oft die Gremienleitung und achten auf deren Zusammensetzung. Im Extremfall bestimmt der vom Pfarrer ausgesuchte und präsidierte Gemeindekirchenrat dessen Dienstplan. Auch Pfarrkonvente sind sicher notwendige, aber eher intransparente Foren der leitenden Profession. Die eigentlich kirchenleitenden Organe, allen voran die Synoden, sind oft mit politischen, rechtlichen und finanziellen Themen beschäftigt, ohne aber realistische Informationen über den Zustand und die Wirkung der eigenen Kirche zu erhalten. Wo sind die Berichte über Disziplinarfälle, Konflikte und lahmgelegte Gemeinden, über die hausgemachten Fehlstellen der Jugendarbeit und der Kirchenmusik, wo hält man trotz frisch sanierter Orgeln den Ghettoblaster für ausreichend?

Die Qualität der Amtsführung von Pfarrpersonen wird mitunter zu einem Produkt des Zufalls.

Verlässlich garantiert und pünktlich sind vor allem der Kirchensteuereinzug und die Besoldungsüberweisung. Darüber hinaus wird die Qualität, Zukunftsfähigkeit und Rechtmäßigkeit der Amtsführung von Gremien und Pfarrpersonen mitunter zu einem Produkt des Zufalls und der persönlichen Befähigung. Wo Leitung und Aufsicht aus der befreundeten Kollegenschar rekrutiert wird, nützt mitunter das beste Pfarrerdienstgesetz nichts. Eine durch Theologen ausgeübte Disziplinaraufsicht, die sich weitgehend auf strafrechtlich relevante Verfehlungen beschränkt, ersetzt keine Dienst- und Fachaufsicht und keine zielführenden Hilfen und Weisungen.

Diese Zustände zeitigen Licht und Schatten. Wo engagierte Pfarrpersonen auf ebensolche Gemeindekirchenräte und Leitungen treffen, kommen kirchliche Angebote und christliche Gemeinschaft zu höchster Blüte, werden Zukunftspläne umgesetzt, der Mitgliederschwund gestoppt.

Wo dagegen Unfähigkeit, Nachlässigkeit, Unkenntnis über Möglichkeiten und rechtliche Pflichten vorherrschen, da beschleunigt die Kirche ihren Selbstabbau. Im Extremfall werden ohne Not und unter den Augen der Vorgesetzten regelmäßige Kirchenmusik und Jugendarbeit abgeschafft, die Ehrenamtlichen vergrault, Gemeinde- und Kitaaufbau, vorgeschriebene Visitationen und Ostergottesdienste unterlassen. Wenn eine kirchenfeindliche Kommune die Finanzierung einer evangelischen Kita verweigert, wird das folgenlos hingenommen, um zusätzliche Arbeit zu vermeiden. Es gibt nach wie vor Gemeinden, die keine eigene Homepage pflegen und kreiskirchliche Internetseiten, auf denen kein einziges

Foto: epd

Das Kirchenamt in Hannover-Herrenhausen – die Verwaltungszentrale der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).

Angebot für Kinder und Jugendliche, sondern nur die Kontaktdaten des Verwaltungsbeamten erscheinen, vorhandene Angebote und Veranstaltungen werden nicht zeitnah und zuverlässig abgebildet. Es ist mitunter nicht abgesichert, dass Mails und Anrufe auch bei Kirchengemeinden ankommen und beantwortet werden. Stellen werden abgebaut, ohne über finanzierbare Honorarstellen auch für Küster und Kirchenmusiker und Prädikanten nachzudenken. Die Hauptamtlichen sind für immer größere räumliche Gebiete zuständig. Sie verausgaben sich oder reduzieren ihre Aktivitäten, die Ehrenamtlichen brechen unter der Last der Pflege von Dorfkirchen zusammen.

Die Rolle des Kirchenvorstands sollte realistischer gesehen werden. Er ist nicht überall aus dem gleichen Holz geschnitzt wie zu Luthers oder Weizsäckers Zeiten, bräuchte mehr verlässliche, proaktive Unterstützung durch Beratung, Aufsicht und Geschäftsführungskapazitäten. Es werden Organisatoren gebraucht, die sich mit Projektfinanzierung, sozialstaatlichen Funktionen und Networking auskennen und die Kontakte in die Unternehmensdiakonie fruchtbar machen. Auch für evangelische Kitas und Schulen, Jugendarbeit und Kirchenmusik braucht es eine zentral gestützte Planung und Gründungs- und Nachwuchskompetenz. Anvertraute Menschen und Ressourcen brauchen verantwortliche Strukturen wie Mindeststandards der Gemeindearbeit, in den Haushalten abgesicherte multiprofessionelle, zentrale und dezentrale Teams von Haupt- und Nebenberuflichen, Honorarkräften und freiwillig Engagierten, eine Entlastung von Pfarrpersonen und Ehrenamtlichen vor allem in den neuen Großgemeinden und Gemeindeverbänden, belastbare Hilfe bei Bau- und Verwaltungsfragen, eine verlässliche Unterstützung der Ehrenamtlichen und Honorarkräfte.

Die gänzliche Verantwortungsübergabe an die Basis und die Kirchenkreise klingt gut, ist aber oft nicht zielführend. Kirchenmitglieder können erwarten, dass zwischen einer Mitgestaltung der Basis und einer zentralen Qualitätssicherung professionelle und wirksame Wege gefunden werden und Kirchensteuern effektiv verwendet werden.

Unsere Gesellschaft und künftige Generationen brauchen unsere evangelische Kirche. Auf allen Ebenen der Kirche gibt es gute Neuansätze. Bündelt und stärkt sie und habt Mut zu einer organisatorischen Reformation!

WOLFGANG HUBER

Hoffnung in einer Zeit großer Sorgen

Warum Zuversicht und Vertrauen unerlässlich sind

Die Fürbittgebete werden länger. Die Sorgen wachsen, die wir vor Gott bringen, weil wir allein mit ihnen nicht klarkommen. Klima, Krieg, Flucht: Die großen Sorgen nisten sich auf bedrängende Weise in unseren Alltag ein.

Foto: Lena Uphoff

Die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum beruft sich in ihrem Buch über *Das Königreich der Angst* (2019) ausdrücklich auf die biblische Trias von Glaube, Liebe und Hoffnung. Sie ist in ihrer Lesart für säkular gesonnene Menschen genauso unentbehrlich wie für Glaubende. Diese Trias bildet ein notwendiges Gegengewicht gegen die Verführungen der Angst. Die Philosophin sieht in ihr die narzisstischste unter all unseren Emotionen. In unserer Angst kreisen wir um uns selbst. Auch wenn uns die Angst um einen anderen Menschen umtreibt, geht es bisweilen mehr um uns selbst, weil der andere für uns von Bedeutung ist. Wegen dieser Selbstbezüglichkeit bedarf die Angst, wie Martha Nussbaum sagt, „sorgfältiger Prüfung und Eindämmung, wenn sie nicht giftig werden soll". Aus Angst wenden Menschen sich mächtigen Führungspersönlichkeiten zu. Zu den politischen Formen, die der Vorherrschaft der Angst entsprechen, gehören Führerstaat und autokratische Präsidialherrschaft.

Gewiss muss man die Angst von der Furcht wie von der Sorge unterscheiden. Furcht richtet sich auf konkrete Gefahren, die für andere so besorgniserregend sind wie für uns selbst. Sorge schließt die Verantwortung für das eigene Leben ebenso ein wie die Verantwortung für andere. Auch wenn wir wissen, dass wir nicht für alle Menschen in gleicher Weise sorgen können, gehört es zu wachem politischem Bewusstsein, dass wir uns auch um diejenigen sorgen, für die in einem direkten Sinn zu sorgen uns nicht möglich ist. Furcht und Sorge haben unseren Alltag erreicht. Die Flutkatastrophen im Ahrtal und anderen Gebieten liegen gerade eben ein Jahr zurück. Seit dem 24. Februar dieses Jahres gilt nicht mehr die Klimakatastrophe, sondern der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine als die große Herausforderung, die uns in Angst und Schrecken versetzt. Doch die Klimakrise und die Folgen von Putins Krieg gehören zusammen. Der Ukrainekrieg und die drohenden Engpässe in der Versorgung mit Erdgas verhelfen zu der Einsicht, dass man die Haare auch mit kaltem Wasser waschen und die Heizungstemperatur nachts absenken und am Tag mäßigen kann. Der Krieg nötigt uns auch im Blick auf die Klimakatastrophe zu der Erkenntnis, dass nicht viel Zeit dafür bleibt, kollektives Fehlverhalten zu korrigieren. Wir sollten in diesem Umdenken ein Zeichen der Hoffnung sehen.

Martha Nussbaum ist davon überzeugt, dass jeder Mensch Glauben braucht. Alle Menschen sind auf ein „Nichtzweifeln an dem" angewiesen, „was man nicht sieht", wie der biblische Hebräerbrief sagt. Einen solchen Glauben brauchen wir immer dann, wenn wir uns „mit einer anderen Person auf eine nicht gleichgültige Weise einlassen". In diesem Sinn ist alle Liebe mit Glauben verbunden. Ebenso unentbehrlich ist eine Zuversicht, die gerade angesichts enormer Herausforderungen das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht preisgibt. Eine solche Hoffnung trägt uns – gerade in einer Zeit großer Sorgen.

Wolfgang Huber war Bischof in Berlin und Ratsvorsitzender der EKD. Er ist Herausgeber von zeitzeichen.

Wo Christi Geist begeistern soll

Hoffnungen, Erwartungen und Pläne vor der ÖRK-Vollversammlung in Karlsruhe

STEPHAN KOSCH/REINHARD MAWICK

Mehrere tausend Christen aus aller Welt kommen Ende des Monats nach Karlsruhe. Denn zum ersten Mal findet eine ÖRK-Vollversammlung in Deutschland statt. Zentrales Thema wird der Krieg in der Ukraine sein. Aber auch andere inhaltliche Diskussionen und gemeinsames religiöses Feiern sollen das Treffen prägen. Vor Ort herrscht jedenfalls große Vorfreude.

Der Oberbürgermeister war nicht zu bremsen: „Wir sind natürlich stolz wie Bolle, dass die ÖRK-Vollversammlung in Karlsruhe stattfindet." Damit nähme die Stadt Karlsruhe eine Pionierrolle für Deutschland wahr, sagte Frank Mentrup. Und wie zum Beleg, dass Karlsruhe der richtige Ort für das bedeutsame Treffen der weltweiten Christenheit sei, zitierte das Stadtoberhaupt auch gleich aus dem Privilegienbrief von 1715, der Gründungsurkunde Karlsruhes. Dort stehe im ersten Artikel: „Von dem Recht zur Ansiedlung und dem Genuss ihrer Freiheiten darf niemand wegen seiner Religion ausgeschlossen werden."

Von Ausschluss war in den vergangenen Wochen durchaus die Rede gewesen, nämlich vom möglichen Ausschluss der Delegation der Russisch-Orthodoxen Kirche (ROK) vom den Treffen. Das hatten vor Wochen Unterzeichner:innen eines Offenen Briefes an die EKD und den ÖRK gefordert (*zeitzeichen.net/node/9805*). Davon aber war auf dem Pressetermin anlässlich der vom 31. August bis 8. September stattfindenden Großveranstaltung nicht die Rede. Sie blicke „mit Spannung" auf den Besuch der Delegation der ROK, mit dem fest zu rechnen sei, sagte die neue badische Landesbischöfin Heike Springhart. Sie setze darauf, dass „der Geist der Versöhnung dazu führen wird, dass man sich klar und auch konfrontativ" auseinandersetze, aber hoffentlich auch weiterkomme, „im Blick darauf, welche Rolle Kirchen in der Zivilgesellschaft spielen können."

Sie ist aus mehreren Gründen eine besondere Veranstaltung, die elfte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen. Nicht nur, weil seit dem letzten Treffen in Busan 2013 nicht acht, sondern neun Jahre vergangenen sind, was der Corona-Pandemie geschuldet war. Zum ersten Mal in der Geschichte des ÖRK werden die Delegierten aus der ganzen Welt nach Deutschland kommen. Und noch nie war eine Tagung so sehr von einem aktuellen Krieg geprägt wie diesmal von dem in der Ukraine. Was die Situation verkompliziert, ist die klare Pro-Putin-Haltung der ROK, deren Patriarch Kyrill I. den Einmarsch der russischen Truppen in die Ukraine unterstützt und das auch theologisch rechtfertigt. Die russisch-orthodoxe Kirche ist das größte der 352 Einzelmitglieder des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Der Zentralausschuss des ÖRK hat in seiner Sitzung im Juni hingegen deutlich „den illegalen und nicht zu rechtfertigenden Krieg, den die politische Führung der Russischen Föderation den Menschen und dem souveränen Staat Ukraine aufbürdet", verurteilt. Und so geht nicht nur der ÖRK-Direktor für Internationale Angelegenheiten, der Australier Peter Prove, davon aus, dass der Krieg in der Ukraine das Hauptthema der Vollversammlung sein wird. „Ob dieser schreckliche Krieg dann weitergeht oder nicht, wird natürlich ein großes Thema in Karlsruhe sein", sagte Prove jüngst dem in München erscheinenden evangelischen *Sonntagsblatt.*

Foto: Tobias Tiltscher

Es scheint aber klar, dass mit den Vertretern der ROK diskutiert werden soll, und nicht ohne sie. Ein Ausschluss der ROK ist damit erstmal vom Tisch. Der Zentralausschuss des ÖRK hatte nach seiner Juni-Sitzung vielmehr erklärt: „Wir begrüßen und anerkennen das Engagement des Moskauer Patriarchats, das die ÖRK-Gemeinschaft sowohl in Russland als auch der Ukraine repräsentiert, unter der Ägide des ÖRK an Begegnungen und Gesprächen über die Situation in der Ukraine teilzunehmen." Besonders aus ökumenischer Sicht seien Begegnungen und Gespräche in so einer Situation von zentraler Bedeutung. „Spaltung und Ausgrenzung sind das genaue Gegenbild zu den Zielsetzungen unserer Bewegung."

Auch wenn der Krieg gegen die Ukraine und der Umgang mit der ROK die Agenda des Treffens prägen werden, werden die Delegierten noch andere Themen diskutieren. So zum Beispiel den Klimawandel und die Rolle der Kirchen bei dem Versuch, seine Auswirkungen zu begrenzen. Der Zentralausschuss des ÖRK bezeichnete bei seinem Vorbereitungstreffen im Juni die elfte Vollversammlung als „letzte derartige ökumenische Vollversammlung, die noch innerhalb des verbleibenden Zeitfensters für mögliche Handlungen zur Vermeidung der schlimmsten Auswirkungen des Klimawandels stattfindet". Sie solle die ökologische „metanoia", die verändernde Sinneswandlung, unterstützen, „die wir in der ökumenischen Bewegung und in der gesamten Welt brauchen, durch die Begegnung von Kirchen aus reichen und armen, privilegierten und bedrohten Ländern".

Wüste und Dürre

Dass dies auch mit Konflikten einhergehen kann, machte Pfarrer Hanns Lessing von der Evangelischen Kirche von Westfalen klar. Er ist amtierender Generalsekretär der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen und leitete eine konfessionelle Sitzung der reformierten und vereinigten Kirchen auf der Zentralausschusstagung, auf der auch heftig über den Klimawandel und seine Folgen gesprochen wurde. In einem Interview, das kürzlich auf der ÖRK-Website veröffentlicht wurde, sagte er: „Es kamen ziemlich mitreißende Beiträge aus dem Pazifikraum, der bereits etwas mitmacht, von dem die Menschen glauben, es fände erst in der Zukunft statt – doch es ist bereits hier, es bedroht die Inseln. Wüsten breiten sich aus und mehr Gebiete sind von Dürren betroffen. Die Menschen sind zur Umsiedlung gezwungen. Es ist also eine Realität, die bereits passiert, und sie muss in den Diskussionen behandelt werden."

Bislang findet der ÖRK zwar deutliche und verurteilende Worte über die Ausbeutung, die Schädigung und die Verletzung der Schöpfung zur „Befriedigung der menschlichen Gier" und „fordert alle Mitgliedskirchen und ökumenischen Partner auf der ganzen Welt dringend auf, dem Klimanotstand sowohl durch Worte als auch durch Taten die nötige vorrangige Aufmerksamkeit zu schenken, die für eine Krise von so beispiellosen und allumfassenden Dimensionen angemessen ist". Zudem sollen sie „ihre Anstrengungen verstärken, von ihrer jeweiligen Regierung das nötige Handeln innerhalb eines nützlichen Zeitrahmens zu verlangen, um die Erderwärmung auf 1,5 °C zu beschränken und die historischen Verantwortungen gegenüber den ärmeren und gefährdeteren Nationen und Gemeinschaften" wahrzunehmen. Und natürlich sollen „alle Mitglieder der globalen ökumenischen Familie – Kirchen, Organisationen, Gemeinschaften, Familien und Einzelpersonen – [...] den Worten Taten folgen [...] lassen".

Konkrete Klimaschutzprogramme oder Reduktionsziele scheinen aber kein Thema zu sein. Als einzige Maßnahme „lädt (der Zentralausschuss) die ÖRK-Vollversammlung und die Leitungsgremien ein, zu erwägen, eine neue Kommission zum Klimawandel und für eine nachhaltige Entwicklung einzusetzen, um dem Problem in dieser entscheidenden Zeit angemessene Aufmerksamkeit zu schenken." Was aus dieser sehr diplomatisch formulierten Vorlage noch werden kann, bleibt abzuwarten.

Ungelöster Konflikt

Ein weiteres Thema, das die Vollversammlung erneut beschäftigen dürfte, ist die Situation im Nahen Osten und der ungelöste Konflikt zwischen Israel und Palästina (lesen Sie dazu auch den Text des EKD-Antisemitismusbeauftragten Christian Staffa auf den folgenden Seiten). Im Juni hatte der ÖRK erneut dazu aufgerufen, die „Besatzung im Heiligen Land zu beenden und gleiche Rechte für alle Menschen zu gewährleisten". Zudem rief er „die Regierung Israels und die israelischen Behörden auf, sicherzustellen, dass alle Menschen, die in ihrem Zuständigkeitsbereich leben, die gleichen Rechte haben, und sicherzustellen, dass zur Rechenschaft gezogen wird, wer Palästinenserinnen und Palästinenser, ihre heiligen Orte und Kirchen, christliche Gemeinschaften,

Ein Bündnis wirft dem ÖRK „judenfeindliche Tendenzen" vor.

Freuen sich auf die Vollversammlung: Marc Witzenbacher, Leiter des EKD-Koordinierungsbüros; der katholische Weihbischof Peter Birkhofer; die evangelische Landesbischöfin Heike Springhart und Karlsruhes Oberbürgermeister Frank Mentrup.

«Ein Panorama der großen Pest in Europa»
Andreas Kilb, Frankfurter Allgemeine Zeitung

256 S. | 25 Abb. | 1 Kte. | Geb. | € 24,–
ISBN 978-3-406-76729-6

«Der Wunsch nach Autoritäten ist nur eine von vielen Parallelen, die der Historiker Volker Reinhardt zwischen Gegenwart und Vergangenheit zieht.»
Die ZEIT Bestenliste

«Ein spannend geschriebenes Werk über die Pest, das frappierend zeigt: Unser Umgang mit Corona ist in vielen Punkten nur Wiederholung. Alles schon da gewesen: ‹Tödliche-Luft›-Theorie; Querdenker; Quarantäne (von italienisch quaranta, also vierzig Tage Isolation); brutaler Wirtschaftseinbruch, auf den allerdings die aufblühende Renaissance folgte.»
Wulf Schmiese, ZDF.de

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

muslimische oder andere Bevölkerungsgruppen angreift oder verletzt, sowie einen freien Zugang zu ihren Gotteshäusern und heiligen Orten sicherzustellen".

Die deutliche pro-palästinensische Positionierung und die Kritik an der israelischen Regierung haben aber auch Kritiker auf den Plan gerufen, die dem ÖRK „judenfeindliche Tendenzen" vorwerfen, so wie es die Initiative „Gegen jeden Antisemitismus. Gegen Judenfeindschaft im Ökumenischen Rat der Kirche" bereits im Februar dieses Jahres getan hatte. Darin vertreten sind der Deutsch-Israelische Freundeskreis im Stadt- und Landkreis Karlsruhe, der Denkendorfer Kreis für christlich-jüdische Begegnung Durmersheim, die Deutsch-Israelische Gesellschaft der Region Stuttgart, der Freundeskreis Kirche und Israel in Baden und das Junge Forum DIG Heidelberg. Bernd Morlok vom Deutsch-Israelischen Freundeskreis im Stadt- und Landkreis Karlsruhe sagte jüngst den *Badischen Neuesten Nachrichten*, im ÖRK werde „einseitig Stimmung gegen Israel gemacht".

Freiwillige gesucht

Der ÖRK wies diesen Vorwurf zurück. Der neugewählte Generalsekretär Jerry Pillay, dem laut ÖRK „vorwiegend jüdische Medien Bedenken in Bezug auf seine Haltung zu Israel und den jüdischen Gemeinschaften und ihrem Glauben" entgegenbrachten, erklärte: „Ich unterstütze die jüdischen Menschen beim Schutz ihrer Identität und bei der Ausübung ihrer religiösen Ansichten und Werte. Ich glaube, dass alle Religionen respektiert werden müssen und dass die Menschen aller Glaubensrichtungen – und Menschen ohne Glauben – zusammenarbeiten müssen, um eine Welt der Gerechtigkeit und des Friedens zu schaffen, in der wir Liebe, Einheit und Versöhnung zum Ausdruck bringen", sagt Pillay. „Dies entspricht der Haltung des Ökumenischen Rates der Kirchen, und daran wird sich auch weiterhin nichts ändern."

Am Ort des Geschehens, in Karlsruhe, werden in den gut vierzehn Tagen vor und während der Vollversammlung zahlreiche kulturelle Begleitveranstaltungen stattfinden, zum Beispiel öffentliche Foren und Diskussionsrunden mit prominenten Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Mit Konkretionen und Namen geizte Oberkirchenrat Marc Witzenbacher, der Verantwortliche der EKD und der badischen Landeskirche für die Versammlung, beim eingangs erwähnten Pressevorgespräch noch und verwies darauf, dass in ökumenischen Zusammenhängen manches eben bis kurz vorher offen bleibe. Er sei aber guter Hoffnung, dass es möglicherweise sogar eine gemeinsame Veranstaltung mit der Delegation der Russisch-Orthodoxen Kir-

„Ich freue mich auf ein großes Fest des Glaubens."

che und Vertretern der unabhängigen Ukrainisch-Orthodoxen Kirche geben könnte. Letztere sei zwar nicht Mitglied im ÖRK, aber trotzdem sei eine Delegation gastweise eingeladen worden.

Eine andere Botschaft aber war Witzenbacher besonders wichtig, nämlich die, dass noch Helferinnen und Helfer nötig seien. Dies sei auch ein guter Weg, um direkt bei allen Beratungen dabei zu sein. Insofern: Freiwillige vor! Am Ende des Termins gab sich Landesbischöfin Springhart optimistisch: „Ich freue mich auf ein großes Fest des Glaubens, in dem gefeiert und diskutiert wird und in dem wir erleben, dass der Geist Christi nicht Theorie ist, sondern begeistert, und dass die Bürger:innen der Stadt und der Region auch ergriffen werden." Möge sie Recht behalten.

INFORMATION

Detaillierte Informationen zur 11. Ökumenischen Vollversammlung in Karlsruhe, zu den Teilnahmemöglichkeiten und zum reichhaltigen geistlichen und kulturellen Begleitprogramm finden Sie unter *www.karlsruhe2022.de.*

Hinzuweisen ist auf das Magazin *versöhnend* – ein Sonderheft vom *Konradsblatt*, der Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg zur ÖRK-Vollversammlung, das jetzt erschienen ist: 100 Seiten mit zahlreichen Bildern, Artikel und Servicetipps rund um Karlsruhe 2022, Euro 4,90. Zu bestellen unter: vertrieb@konradsblatt.de, Telefon: 07 21/95 45-0, Fax: -92 32

Israel ist kein Apartheidstaat

Über das Kirchenpapier zu den Nahostkonflikten vor dem ÖRK-Treffen in Karlsruhe

CHRISTIAN STAFFA

Fotos: picture alliance

Die Stimmen aus der jüdischen Gemeinschaft fehlen in dem Papier: proisraelische Demonstration 2021 in Köln.

Es hätte dem Israel-Palästina-Papier der fünf Landeskirchen im Vorfeld des großen ÖRK-Treffens in Karlsruhe gut getan, wenn dessen Leitgedanken konkretisiert und kontextualisiert worden wären, sagt der Theologe Christian Staffa. Zwar gebe es einige gute Andeutungen, und die Grundausrichtung der Leitgedanken sei von einem positiven Ringen bestimmt. Aber Andeutungen führten in diesem Diskussionsklima nicht weiter, meint der Beauftragte der EKD für den Kampf gegen Antisemitismus.

Vermutlich werden sie den ÖRK, der im September seine erste Vollversammlung in Deutschland haben wird, kaum herausfordern: die Leitgedanken der fünf Landeskirchen an Rhein und Ruhr und die beiden sehr unterschiedlich ausgerichteten *zeitzeichen*-Artikel von Peter Noss und Fred Sobiech zur Situation in Israel und den besetzten Gebieten (fälschlich „der" Nahostkonflikt genannt, da es doch so viele dort gibt). Zunächst ließe sich mit großem Recht fragen, ob die Situation der Christ*innen in den arabischen Ländern nicht ein größeres Augenmerk benötigte. Gleiches gilt für Versöhnungsanstrengungen der Ökumene oder auch und noch viel mehr für die Auseinandersetzung mit der russischen Orthodoxie sowie der massiven Unterstützung Putins durch deren Leitung. Davon allerdings konnten die Verfasser*innen des landeskirchlichen Papiers noch nichts wissen.

Aber im deutschen, europäischen oder auch, wie Fred Sobiech anhand der Positionierung der UCC betont, im US-amerikanischen christlichen Milieu scheint der Diskussionsbedarf über die Einschätzung der Politik Israels besonders hoch – deutlich höher jedenfalls als bei der Frage nach einer kritischen Einschätzung der Politik der Hamas oder der Fatah. Gleiches trifft zu für den Bedarf einer Be- und meist Ver-

urteilung von Israels Politik. Auch für die oben genannten, sehr abwägenden Leitgedanken der fünf Landeskirchen gilt, dass sie weder die ökumenische Debatte anhand ihrer Dokumente adressieren, noch den besonderen gegenwärtigen Bedarf theologisch kirchlicher Debatten zu dem Thema Israel und Palästina begründen: Sie widmen sich dem Thema als „bleibender und innerster Aufgabe". Sie suchen zugleich jenseits festgefahrener Positionierungen eine „konsentierte" Sprache über eines der „schwierigsten Konfliktfelder". Es fehlt in diesem Papier auch nicht das Motiv der besonderen deutschen Geschichte, die zu solchen Leitgedanken motiviert.

Warum aber „konsentierte" Sprache und nicht, wie wir von der rabbinischen Tradition lernen könnten, Herausarbeiten der Differenz der Positionen, um das Gegenüber und sich selbst wirklich zu verstehen? Dazu wäre es vielleicht nützlich, die gegenwärtig schwelenden Konflikte um Achille Mbembe zu analysieren. Der kamerunische Historiker beschreibt Israel als Kolonialmacht, die schlimmer agiere als das Apartheidsregime in Südafrika. An anderer Stelle benutzt er den klassischen antijüdischen Topos von „Auge um Auge" als Rachlust.

Dazu könnte es weiter nötig sein, die Debatte um Dirk Moses mit ihren aus meiner Sicht antireligiösen und auch judenfeindlichen Zuschreibungen zur Erinnerungspolitik in Deutschland zu betrachten. Moses beschreibt diese als Katechismus der Schuld von Hohepriestern, die auch zum Ziel haben, das Unrecht an den Palästinensern nicht zu thematisieren.

Es wäre gut gewesen, auch jüdische Stimmen aus Deutschland und Europa anzuhören.

Dass solche Positionierung auch noch sehr viel Beifall erhält, wäre zur Kolorierung der Konfliktlage um das Landeskirchenpapier hilfreich gewesen. Es wäre für das Papier gut gewesen, auch jüdische Stimmen aus Deutschland und Europa anzuhören oder gar zu zitieren, die aus verschiedenen Gründen, aber besonders von Israelfeindschaft betroffen sind, ein Hass, der nicht selten direkt auf die jüdische Gemeinschaft in Deutschland übertragen wird. Schließlich wäre ein Bezug zu Äußerungen des ÖRK hilfreich gewesen, sowohl für den ÖRK wie auch für die deutsche kirchliche Leser*innenschaft, um sich kritisch daran abzuarbeiten. Letztere weiß ja in der Regel von den ökumenischen Debatten nicht viel.

Anknüpfungspunkte für eine Stellungnahme von Kirchen aus Deutschland könnten alle Statements der vergangenen Monate sein, in denen sich der ÖRK von Antisemitismus distanziert. Das Ziel wäre es dann, in eine Diskussion zu kommen, wie sich traditionelle christliche antijüdische Ressentiments (Rache, Gewalt, Erwählungsarroganz …) sowohl in die Debatte über die Politik Israels innerhalb des ÖRK einlesen, aber eben auch in andere internationale Debatten, wie die oben angedeuteten.

Gegen eine Selbstidealisierung

Ein solcher Ansatz führte auch weg von der ständigen Betonung der besonderen deutschen Verantwortung. Sie ist zwar da, aber die Geschichte des christlichen Antisemitismus ist älter. Das gilt auch für den Mechanismus der Selbstidealisierung, die Peter Noss sehr treffend als ein sehr starkes, von Klaus Holz und Thomas Haury betontes Motiv auch im israelbezogenen Antisemitismus beschreibt. Es ist ein Judenhass, der den negativ Anderen braucht. Und das geht die weltweite Christenheit an!

Erfunden wurde dieser Judenhass doch in der Alten Kirche, die herausragend mit Augustinus außereuropäisch beheimatet war. Der Kirchenlehrer der Spätantike wollte die Juden zwar nicht umbringen, aber doch gesellschaftlich so ansiedeln, dass die Christen an deren schlechter Situation ihre eigene, christliche Glaubenswahrheit gleichsam materiell erfahren könnten. Diese lange Tradition christlicher Judenfeindschaft wäre mit dem ÖRK zu genaueren Beschreibung seiner Ablehnung des Antisemitismus zu diskutieren und hätte gut einen Anfang des landeskirchlichen Papiers darstellen können.

Sinnvoll wären dann etwa die Fragen gewesen: Wie zeigt sich Antisemitismus in Positionierungen zu Israel? Können wir Kriterien der Scheidung der so gerechtfertigten Kritik an Israel und dem Verhaftet-Sein in antijüdischen

Die Menschenrechte der Palästinenser werden häufig betont: propalästinensische Demonstration 2021 nahe Köln.

Stereotypen gemeinsam erarbeiten, anstatt immer die gleichen Parolen gegen Antisemitismus und für Menschenrechte (der Palästinenser*innen) zu wiederholen? Dabei wäre gerade diese Menschenrechtsfrage zu kontextualisieren (zum Beispiel mit der Menschenrechtsfrage im Gazastreifen, in Syrien oder im Iran).

Kontextualisierung wäre ja auch gefragt, wenn wir von Asymmetrie sprechen, die sicher für das palästinensisch-israelische Verhältnis gilt. Denn eine solche Beschreibung fällt längst nicht mehr so eindeutig aus, wenn wir den waffenstarrenden Südlibanon einbeziehen, die explosive Lage in Syrien, im Iran und die iranische Waffenbruderschaft mit der Hamas. Aus meiner Sicht hätte so eine Konkretisierung und Kontextualisierung den Leitgedanken der fünf Landeskirchen sehr gut getan. Angedeutet sind diese Punkte in den Vorbemerkungen und an manchen Stellen unterwegs. Aber Andeutungen sind in diesem Diskussionsklima nicht weiterführend, auch wenn die Grundausrichtung der Leitgedanken von einem produktiven Ringen bestimmt ist.

Gerade dieses Ringen der Landeskirchen hätte durch Konkretion gewonnen. Ein Gewinn wäre auch mehr Wagnis in Sachen theologischer Selbstkritik wie auch eine theologische Kritik des *Kairos-Papiers* und *Cry for hope* gewesen. Denn beide Papiere beschreiben sicher eine bedrängende und bedrängte Situation der Palästinenser*innen im Westjordanland, sind aber defizitär bei der Reflexion des Eigenanteils der Kirchen an dieser Situation in der Geschichte des Konfliktes. Dabei wäre gerade hier der christliche Begriff von gerechtfertigten Sünder*innen wichtig gewesen.

Die tragenden weiteren Leitgedanken der fünf Landeskirchen sind: theologische Verbundenheit mit Israel, die auch Staatlichkeit mit einbezieht, dabei aber die Spannung von Instrumentalisierung von Religion für politische Ziele auf beiden Seiten sieht. Die Perspektive einer Zwei-Staaten-Lösung wird bleibend hochgehalten und die Debattenlage in Deutschland – leider nur hier – kritisiert. Die Versöhnungsperspektive zum Schluss bleibt wohl leider notwendig unkonkret, aber wird am Ende mit dem Titel der ÖRK Vollversammlung „Die Liebe Christi bewegt die Welt zu Versöhnung und Einheit“ hoffnungsgeladen verbunden.

Wenig tauglich

Die Kritik von Fred Sobiech, dass hier eine Position „auf Zehenspitzen“ und „zwischen den Stühlen“ eingenommen werde, scheint mir nicht nur als Sprachbild wenig tauglich. Diese Kritik, die sich auf Glaubenssätze der UCC stützt, wird klassisch eingeleitet mit dem Verweis auf eine untadelige jüdisch-christliche Biografie des Autors. Verstört zeigt er sich wegen der „völkerrechts- und menschenrechtswidrigen Politik Israels“ und der „toxischen Durchsättigung des Israel-Palästina-Diskurses hierzulande“. Auch hier wäre Konkretion angebracht. Denn es muss mehr gesagt werden als „Enteignung, Entzug ihrer Grundrechte“ zur Situation der Palästinenser. Wichtig wäre doch, die unterschiedlichen und komplexen Situationen, wie oben gefordert, in den Blick zu nehmen. Dazu zählen etwa die eingeschränkten Rechte der Palästinenser*innen in arabischen Ländern, zum Beispiel in den Flüchtlingslagern im Libanon. Im Staat Israel sind rund ein Viertel des medizinischen Personals, inklusive Ärzt*innen, Palästinenser*innen. Und sicher gibt es Rassismus auch innerhalb der jüdischen Bevölkerungsgruppen, auch gegenüber Palästinenser*innen. Wir würden uns aber schwertun, für Deutschland das Gegenteil zu behaupten. Nicht nur in Bildungs- und Wohnungsfragen ist die migrantische Gemeinschaft in Deutschland rassistisch markiert.

Sicherlich: Im Westjordanland ist die Siedlungspolitik massiv zu kritisieren, wie auch die gesamte Besatzung. Dabei darf aber doch nicht aus dem Auge verloren werden, wie unsinnig die UNWHRA-

Im Westjordanland ist die Siedlungspolitik massiv zu kritisieren, wie auch die gesamte Besatzung.

Flüchtlingslager auf palästinensischem Gebiet sind, wie wenig demokratisch die Fatah-Regierung ist – und dass es eine solche palästinensische Selbstregierung eben gibt. Das rechtfertigt die Siedlungspolitik nicht, aber gehörte gleichwohl in die Beschreibung der Situation vor Ort, zur Realität, die *Cry for hope* von 2020 zu Recht wahrzunehmen auffordert. Die sechs Glaubenssätze der UCC, die sich Fred Sobiech als wegweisend für eine kirchliche Stellungnahme der Landeskirchen wünschte, sind nun ganz auf dieser Linie, die eher als fester Stiefel denn als Zehenspitzen zu bezeichnen sind. Sie erfüllen damit gerade nicht das Kriterium, das Sobiech am Ende geltend macht: zwischen Fakten und interessegeleiteten Narrativen zu unterscheiden.

Ich erwähne zwei Beispiele der Glaubenssätze, die Fred Sobiech nicht zitiert: erstens die Enteignung der Palästinenser seit siebzig Jahren. Sie könnte jedenfalls gegen den UN-Teilungsplan von 1947 gelesen werden, der einen israelischen und einen palästinensischen Staat vorsieht. Das würde den Staat Israel für illegitim erklären. Zugleich fordert Sobiech mit der UCC das Rückkehrrecht von 5,6 Millionen

Ruf der Bedürftigen

Diakonie fordert 100 Euro monatliche Unterstützung

KATHRIN JÜTTE

Dass die Belastungen durch die Auswirkungen der Inflation, die Turbulenzen auf dem Energiemarkt und durch die Corona-Pandemie in der Bevölkerung ungleich verteilt sind, erschließt sich schnell. Die Schlangen an den lebensmittelspendenden Tafeln sagen alles. Sie werden von Tag zu Tag länger, manche nehmen gar niemanden mehr an wie die Arche in Berlin-Hellersdorf, die ihr Angebot für geflüchtete Mütter mit ihren Kindern einstellen musste. Denn auch die Lieferung mit Lebensmitteln nimmt ab.

Foto: Rolf Zöllner

Eine von der Diakonie Deutschland in Auftrag gegebene Studie bestätigt nun: Die einkommensschwächeren Haushalte müssen den Großteil ihres Konsums für Waren und Dienstleistungen des Grundbedarfs aufwenden. Genauer: Die ärmsten 20 Prozent der Bevölkerung verbrauchen nahezu zwei Drittel (62,1 Prozent) ihrer Konsumausgaben für Essen, Trinken, Wohnen, Wasser, Strom und Heizung. Damit leiden sie besonders unter der Inflation. Die obersten zehn Prozent zahlen nur 44 Prozent für dieselben Ausgaben. Hinzu kommt: Wer so viel für Essen, Trinken und Energie ausgeben muss, kann wenig sparen und verfügt kaum über Rücklagen. Gut acht bis neun Millionen Menschen seien davon betroffen, sagte Diakoniechef Ulrich Lilie bei der Vorstellung der Studie, die von einer Tochterfirma des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) erstellt worden ist.

Um die Folgen der Krise sozial abzufedern, legt die Diakonie Deutschland nun einen Vorschlag vor: Haushalte, die Transferleistungen beziehen, wie Wohngeld, Kinderzuschlag, Hartz-IV-Leistungen, Grundsicherung im Alter oder durch Erwerbsunfähigkeit, sollen ab sofort einen Zuschlag von 100 Euro im Monat erhalten. Und das für ein halbes Jahr. Dazu müsste allerdings der Bundestag eine Notlage von nationaler Tragweite feststellen. Die Gesamtkosten würden sich auf 5,4 Milliarden belaufen, hieß es in Berlin.

Ein Kriseninstrument, das schnell und zielgenau eingesetzt werden kann, wie Lilie unterstrich. Und die Studie belegt, dass dieser Zuschlag die einkommensschwächsten Haushalte deutlich entlasten und die Preissteigerungen teilweise nahezu ausgleichen könne.

So weit, so gut. Doch was ist mit denen, die knapp über dieser Grenze leben, mit Rentnerinnen, die aus Scham keine Grundsicherung beantragen, mit Studierenden, die immer stärker vom Einkommen ihrer Eltern abhängig werden, mit Alleinerziehenden, fast die Hälfte aller Ein-Eltern-Familien gilt als einkommensarm, mit Menschen, die wenig verdienen? Zur Erinnerung: Jeder fünfte Beschäftigte in Deutschland arbeitet im Niedriglohnsektor, so viele wie in kaum einem anderen europäischen Land.

Sicher, wir werden alle an Wohlstand verlieren. Trotzdem müssen Politik, Wirtschaft und andere gesellschaftliche Gruppen in Deutschland alles unternehmen, um der weiter wachsenden Ungleichheit entgegenzusteuern. Es geht jetzt darum, diesen Verlust sozial und ökonomisch auf alle Schultern gerecht zu verteilen. Und dafür ist der Diakonie-Vorschlag ein guter Anfang.

Denn um den sozialen Frieden in Deutschland dauerhaft zu sichern, müssen wir investieren. In den Ausgleich der sozialen Härten am unteren Ende der Einkommenspyramide. Eine weitere gesellschaftliche Polarisierung können wir uns nicht mehr leisten. In den Fokus müssen jetzt die Bedürftigen rücken, bevor sich Frust und Enttäuschung in radikalem Wählervotum äußern.

Palästinenser*innen. Er tut dies, ohne anzumerken, und das ist der Knackpunkt, dass dies der einzige Fall in der Welt ist, in dem der Flüchtlingsstatus materiell von Generation zu Generation weitergegeben wird. Und ohne zugleich zu erwägen, dass die Rückkehr aller Palästinenser*innen das Ende des jüdischen Staates Israel bedeuten würde. Abgesehen davon liest sich der von Sobiech so geschätzte UCC-Text so, dass diese registrierten palästinensischen Flüchtlinge „dating back to 1948“, also schon 1948, existierten. Hier wären eventuell einmal die 700 000 Juden und Jüdinnen aus den arabischen Ländern zu erwähnen, die nach 1948 von dort geflohen sind oder vertrieben wurden.

Israelbezogener Antisemitismus

Und um dies ganz klar zu sagen: Die implizite UCC-Beschreibung Israels als Apartheidstaat ist schlechterdings falsch. Sonst hätte es wohl keine Regierungsbeteiligung der arabisch-palästinensischen Partei Raam gegeben. Diese Partei war in der Lage, durch dieses Mitregieren viel für die eigenen Communities zu tun. In der Erklärung der UCC wird schließlich behauptet, dass es Auffassungen gebe, die jede Kritik an Israel als antisemitisch denunzierten. Dass es darüber Streit gibt, welche Kritik wie zu bewerten sei, ist mehr als berechtigt. Dazu müssen wir uns nur die empirischen Studien ansehen, die diagnostizieren, dass etwa ein Viertel der Bevölkerung offen und weitere dreißig Prozent latent für israelbezogenen Antisemitismus affin sind. Und das gilt übrigens nicht nur für Deutschland. Die *documenta fifteen* und deren wenig beachteter De-facto-Boykott israelischer Künstler*innen – vom offen antisemitischen Skandalbild mal zu schweigen – wie auch die Diskussionen um Achille Mbembe haben eines wieder ganz deutlich gezeigt: Wir brauchen Diskussionen, die von kirchlicher Seite das Thema Judenhass nicht als deutsches Problem angehen, sondern als eines der Christenheit weltweit. Dazu wären nicht nur die gängigen selbstkritischen israelischen Stimmen zu hören, sondern möglichst auch diverse und kritische arabische Köpfe. Und fehlen dürfen natürlich auf keinen Fall die Stimmen aus der jüdischen Gemeinschaft, die sich täglich mit israelbezogenem Antisemitismus konfrontiert sehen.

Eine Kultur des Frömmlertums

Identitätspolitik trägt oft Züge eines verweltlichten Pietismus

JAN FEDDERSEN

In den Monaten seit dem 24. Februar, als das Putin'sche Russland die gen Europa strebende Ukraine militärisch überfiel, scheinen die identitätspolitischen Zuspitzungen an Kraft, wenigstens an öffentlicher Aufmerksamkeit eingebüßt zu haben. Wer mag schon über die letzten Verästelungen von Rassismen, von Weißheiten der Hautfarbe informiert werden, wenn stündlich Meldungen uns aus den östlichen Gebieten unseres Kontinents erreichen, die auf Auslöschung des Landes, das wir als Ukraine kennen, deuten? Identitätspolitisch, so korrekt sei es verstanden, ist das, was Putin und die Seinen kriegerisch, also mörderisch in Szene setzen, in voller Dröhnung zu realisieren: Es geht Russland um das eigene Imperium, ein, wie er es versteht, slawisches, und von dem darf die Ukraine nicht abtrünnig werden.

Und doch gehen auch hierzulande die Debatten um Identitätspolitisches weiter. Neulich wurde ein Fall aus Hannover überliefert, im Mittelpunkt stand eine Musikerin, als deren gröbster Nachteil nicht ihre innige Bereitschaft zum Musizieren bei einer Veranstaltung von *Fridays For Future* gilt, ganz im Gegenteil, das war ja gerade der Zweck ihres Engagements. Sondern dass sie Dreadlocks trägt, ein, wie ihre Kritiker aus den Reihen von *Fridays for Future* monierten, unziemliches Aussehen. Das sei, so das Fachwort, „cultural appropriation", kulturelle Aneignung einer weißhäutigen Frau, die sich des kämpferischen Looks von schwarzen Menschen in den USA rund um „Black Lives Matter" bemächtigt habe. Großherzig, fast gouvernantenhaft bot man ihr an, doch musizieren zu dürfen, sofern sie ihre Haare anders sortiere.

Davon abgesehen, dass Dreadlocks, also „verfilzte" Haarsträhnen, aus der Karibik, nicht aus den USA bekannt wurden, kommt die Haltung, einer mit, sagen wir genauer: nicht weißen, sondern penatencremefarbener Haut zu dekretieren, wie sie sich zu frisieren habe, einem Akt hoheprieserlicher Autorität gleich – von ganz weit oben herab. Sorgenvoller stimmen muss vielmehr, dass die klimatransformatorische Bewegung sich wie viele andere linke Bewegungen selbst zerlegt: durch Lifestyleallüren, vor allem mit dem Gestus der Lebensstilpolizei. Es ist ohnehin fragwürdig am Konzept der Kritik an „cultural appropriation", ob die persönliche Selbstoptimierung dazu beitragen kann, eine politische Bewegung zu vergrößern. Oder nicht vielmehr zu sektisieren: Du bist erst akzeptiert, wenn du dich anpasst an die persönlichen Rahmenbedingungen.

Foto: Rainer Nicolaysen

Die beiden Theologen Michael Ramminger und Julia Lis, am Institut für Theologie und Politik in Münster arbeitend, nannten diese Phänomene kürzlich „verweltlichten Pietismus": eine Kultur des Frömmlertums, der Bezichtigung, der Zensur, der Züchtigung bei Nichtbefolgung – historisch erstmals überliefert im frühen 17. Jahrhundert, als das christliche Selbstverständnis nicht das erste Mal, aber in entscheidender Hinsicht in die Krise geriet ob der „Aufklärung", die zu wirken begann, das Weltverständnis nur mit den Mitteln der Vernunft und Wahrheitsprüfung zu konstituieren.

Schaut man sich die Blüten dieser Bewegung an, der Identitätspolitik, die auf Kollektive setzt, essenzialisierend (schwarz/weiß in puncto Rassismus, queer/heteronormativ et cetera) und auf identitäre Reinheiten setzend, erkennt man die weltlich-pietistisch anmutenden Züge einer Bewegung, die nicht zufällig in den kriselnden Mittelschichten dominiert, die nicht zufällig bei *Fridays for Future*-Aufzügen in den Metropolen wie dramatisch angehauchte Umzüge bei Abiturfeiern wirken, die eben kaum bis keine Sympathien besitzen in den nicht-intellektuellen Schichten unserer Gesellschaften – und zwar gerade weil sie in Fragen des moralischen (und textilen) Habitus wie eine frömmlerische Durchblicker-Sekte wirken.

Frömmlerisches hat ja im linken Spektrum immer seinen Platz gehabt, aber die Klügeren – Robert Habeck heutzutage, Olaf Scholz, einst gewiss Willy Brandt oder Rita Süssmuth – achteten immer darauf, das Politische als das Ringen um Allianzen zu verstehen. Und dass man mit Pietistischem keine Mehrheit gewinnt, wussten und wissen sie alle nur zu genau.

Kulturell untersucht werden müsste auch der Umstand, warum in puncto Rassismus die eisigsten Ermittler von Lifestylepannen gerade die geistig nicht unbedingt wachsten Vertreter*innen mit weißer Hautfarbe sind: Sie können oft keinen strategischen Gedanken denken. Aber beim infantilen Spiel der Recherche nach privaten Auffälligkeiten – und Dreadlocks sind nichts anderes als solche – sind sie tüchtig dabei.

Jugendlichkeit hat immer den Furor auf ihrer Seite, sie kann wenigstens spielen, in allem auf der richtigen Seite der Wahrheit zu stehen. Aber als Erwachsene kommt die befreiende Trübsal des Lebens hinzu: Alles ist nur Kompromiss. Nichts ist Reinheit. An dieser Erkenntnis ist noch aller weltlicher Pietismus gescheitert – und an chronischer Freudlosigkeit.

Als Erwachsene kommt die befreiende Trübsal des Lebens hinzu.

Jan Feddersen ist taz-Redakteur und (mit Philipp Gessler) Autor des Buches „Kampf der Identitäten", 2021.

Historiografisch problematisch

Eine Kritik der Studie von Helge-Fabien Hertz zur NS-Vergangenheit von Pfarrern in Schleswig-Holstein

ANDREAS MÜLLER

Ein kritischer Blick auf die enge Verflechtung von Nationalsozialismus und Protestantismus ist nötig. Was aber Helge-Fabien Hertz zur NS-Vergangenheit von Pfarrern in Schleswig-Holstein vorgelegt hat (*zz* 6/2022), sei quellenmäßig nicht ausreichend begründet, methodisch fraglich und unnötig moralisierend, meint der Kirchenhistoriker Andreas Müller von der Universität Kiel.

Die Aufarbeitung der Zeitgeschichte der Institution Kirche wird gegenwärtig oft betrieben und tut auch unbedingt not. Der Umgang mit Missbrauchsfällen, die Geschichte der latenten Antisemitismen in der Theologie, die Verflechtung der Institution Kirche mit totalitären Regimen wie dem Nationalsozialismus und der DDR und selbst das aktuelle Verhalten gegenüber Nationalismen im Osten Europas müssen historisch aufgearbeitet werden.

Dafür gibt es gute und schlechte Beispiele in der zeitgenössischen Historiografie. Zu den eher problematischen ist die neue Studie von Helge-Fabien Hertz zu Pfarrern der Landeskirche Schleswig-Holstein zu zählen. Diese löste dennoch zahlreiche positive Reaktionen aus. Sie wurde nicht nur von Humanisten- und Freidenker-Verbänden und der römisch-katholischen Presse, sondern auch von evangelischen Kirchenvertreter:innen geradezu emphatisch begrüßt. Die Untersuchung von Hertz, die gelegentlich mehr an Recherchen eines Staatsanwalts als eines Historikers erinnert, evozierte in zahlreichen Veranstaltungen Erschütterung und auch Entsetzen über die eigene Vergangenheit und wurde selbst in *zeitzeichen* bisher unkommentiert vorgestellt.

Nun sind die grundsätzlichen Feststellungen von Hertz durchaus richtig: Der Protestantismus in der Weimarer Republik hat dem Nationalsozialismus kaum etwas entgegenzusetzen vermocht. Dies gilt nicht nur für deutschnational gesinnte Kreise, dies gilt selbst für Liberale wie Martin Rade, die den Nationalsozialismus nicht ernst genug genommen und ihn daher nicht deutlich und scharf genug kritisiert haben.

Der Protestantismus auch in Norddeutschland hat mit dem Nationalsozialismus sicher eher geliebäugelt, als ihn kritisiert – das ist ein Faktum der Geschichte, das man nicht wohlwollend wegdiskutieren kann! Ob man deswegen – mit der Überschrift des *zeitzeichen*-Artikels – den Protestantismus als „tragende Säule" der Partei und ihres Unrechtsstaates bezeichnen kann, wäre intensiv zu diskutieren.

Enorme Fleißarbeit

Weitere grundsätzliche Fragen an den historiografischen Wert der voluminösen Studie von Hertz lassen sich unschwer anreihen. Einige Beispiele für die Fragwürdigkeit der Studie, die sich insbesondere durch enorme und zu honorierende Fleißarbeit auszeichnet, seien im Folgenden aufgeführt. Die mit der Studie verbundene Datenbank zu über 700 Pfarrern aus der Zeit des Nationalsozialismus ist von kaum zu überschätzendem Wert. Die deutlichen Schwächen der Arbeit, die auch durch gleich zwei Doktorväter nicht haben vermieden werden können, liegen aber insbesondere in der historischen Auswertung der Quellen, die Hertz als kollektivbiografischen Ansatz bezeichnet.

Ein grundsätzliches Problem besteht in der Auswahl der Quellen. Hertz analysiert nahezu ausschließlich drei große Quellengruppen: Entnazifizierungsunterlagen, Personalakten und die Mitglieder-Kartei der NSDAP, die sich heute im Bundesarchiv zu Berlin befindet – Nachlässe und Gemeindechroniken spielen eine eher marginale Rolle.

Die Aussagekraft aller drei Quellengruppen ist in der Geschichtsschreibung stark diskutiert worden. Entnazifizierungsbögen, die im Auftrag der Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg angelegt worden sind, sollten vor allem einem Zweck dienen: der juristischen Be- oder Entlastung. Mit dem Bewusstsein um einen derartigen Sitz im Leben sind die Unterlagen ausgefüllt worden. Dementsprechend zuverlässig ist auch ihre Aussagekraft. Dies gilt umso mehr für Personalakten im Landeskirchenamt. Wirklich brisante Aussagen sind in Personalakten oft gar nicht zu finden. In vielen landeskirchlichen Archiven sind jene vielmehr in einer anderen Aktengruppe zu finden, die oft mit „Seelsorge" bezeichnet wird. Predigten und auch Unterrichtsentwürfe in Personalakten sind meist Teil von Prüfungsverfahren. Wie sind nun zum Beispiel Examenspredigten, die bei einem gleichgeschalteten Landeskirchenamt eingereicht worden sind, im Blick auf die wirkliche Haltung der Kandidaten zu beurteilen? Sie machen vor allem deutlich, ob diese bereit waren, ihre berufliche Zukunft

Die deutlichen Schwächen der Arbeit haben auch zwei Doktorväter nicht verhindert.

im Examensverfahren einer kritischen politischen Äußerung zu opfern. Mangelnde Bereitschaft zum Widerstand oder auch nur zur Kritik kann dann konstatiert werden, dabei muss aber bei der Beurteilung der Sitz im Leben der Akten berücksichtigt werden.

Die Mitgliederkartei der NSDAP ist in ihrem Aussagegehalt von vorneherein kritisch zu befragen. Sicher ist erschreckend zu sehen, dass über 40 Prozent der Pfarrer

Foto: akg

Nationalsynode der „Deutschen Christen“ am 2. September 1933 in Wittenberg.

eingetragene Mitglieder in der Partei waren. Viele Pfarrer, die Mitglieder der Partei werden wollten, sind dies aufgrund der Aufnahmepolitik der Nazis gar nicht geworden, sehr prominente wie Wilhelm Niemöller sogar aus der Partei (vorübergehend) ausgeschlossen worden. Ab dem 19. April 1933 gab es eine Aufnahmesperre für Neumitglieder in der NSDAP, die endgültig erst 1939 wieder aufgehoben wurde. Die Zahl der Parteimitglieder in der Pfarrerschaft hätte möglicherweise bei einer anderen Praxis noch viel höher gelegen. Aber was sagt das über die Haltung zum Staat wirklich aus?

Ausbleibender Hitlergruß

Das größte Problem bei der Untersuchung von Hertz liegt aber darin, dass er wesentliche Unterlagen nicht berücksichtigt hat. Wer behauptet, dass die Pfarrerschaft die tragende Säule des Nationalsozialismus dargestellt habe, muss auch die zeitgenössischen Dokumente in den Blick nehmen, die nicht in kirchlichen Kreisen kursierten. Erst ein Blick in die Akten der Landräte und Regierungspräsidenten, der Polizisten, der Gestapo und des Sicherheitsdienstes, ja selbst des Kirchenministeriums machen deutlich, als wie widerständig oder systemstützend Kirchenvertreter tatsächlich empfunden wurden.

Dies gilt bereits für mangelnde Beflaggung zu nationalsozialistischen Feiertagen oder ausbleibenden Hitlergruß. „Kirchenkampf“ wurde in der Regel nicht von den Kirchenvertretern konstatiert, sondern von der Gegenpartei. Erst nach 1945 nahmen die ersten „Kirchenkampf“-Historiker diesen Begriff dankbar auf und entwickelten ein Narrativ von einem kirchlichen Widerstand gegen den Staat, das sicher fragwürdig ist. Wilhelm Niemöller steht dafür paradigmatisch. Die Chuzpe, mit der Hertz behauptet, dieses Narrativ zum ersten Mal gründlich hinterfragt zu haben, wird allerdings den vielen Arbeiten von Klaus Scholder bis hin zu Manfred Gailus nicht gerecht. Letzterer hat übrigens ebenfalls schon den Protestantismus in einer größeren Region, nämlich Berlin, sehr gründlich auf viel breiterer Quellenbasis im Blick auf die Haltung zum Nationalsozialismus untersucht. Für den Bereich Schleswig-Holstein wäre hier auch unbedingt Klaus-Peter Reumann zu nennen. Auch für andere größere Regionen wie Lübbecke, Minden und das Siegerland liegen entsprechende Untersuchungen vor. Die vermeintlich innovative Fokussierung einer Landeskirche ist insofern fraglich, da diese doch ein recht beliebig abgegrenztes Gebiet und im Blick auf ihr Milieu keineswegs einheitliches Gebiet darstellt.

Ein weiteres deutliches Problem der Studie ist die mangelnde Berücksichtigung von Entwicklungen in der politischen Haltung von Pfarrern während des Nationalsozialismus. Viele Pfarrer, die sich 1933 begeistert für die Partei geäußert haben, sind oft schon 1934 von dieser Haltung deutlich abgewichen – das hätte noch viel deutlicher herausgearbeitet werden können. Solch ein Sinneswandel konnte bei – sicher sehr ambivalent zu beurteilenden – Persönlichkeiten wie Karl Friedrich Stellbrink im benachbarten Lübeck letztlich sogar zur Ermordung durch das Regime führen.

Die mangelnden Differenzierungen zum Beispiel im deutschchristlichen Flügel, aber auch innerhalb der „Bekennenden Kirche“ sind in der Arbeit öfter evident. Die Behauptung, dass die Pfarrer das NS-Rassenkonzept ‚breit akzeptiert‘ hätten, lässt sich nur dann halten, wenn man dieses sehr weit fasst. Ein differenzierter Widerstandsbegriff, wie er in der Zeitgeschichtsforschung erarbeitet worden ist, scheint Hertz fremd zu sein.

Letztlich fragt sich der Leser staatsanwaltschaftlich orientierter Geschichtswerke immer wieder: Was ist eigentlich der Erkenntnisgewinn? Ist es nicht wichtiger, zu verstehen, warum Protestantinnen und Protestanten sich dem Nationalsozialismus oft so nahe gefühlt haben, als mit Prozentsätzen und kaum ausgewerteten Kollektivbiografien eine Institution, die sich inzwischen selbst deutlich von ihrer Vergangenheit distanziert hat, vermeintlich zu kompromittieren?

Ein kritischer Blick auf die enge Verflechtung von Nationalsozialismus und Protestantismus schadet sicher nicht, aber er sollte quellenmäßig ordentlich begründet, methodisch wirklich reflektiert und nicht überheblich moralisierend ausfallen. Eine nach eigener Façon gestrickte Listenwissenschaft bietet keinen wirklich historischen Zugang zur Geschichte.

Neu!

Helga und Thomas Ulrich
ACHTSAMKEITSMEDITATION aus christlicher Sicht

- Lebenshaltung Achtsamkeit: Östliche Meditationspraxis verbunden mit dem Reichtum christlicher Spiritualität
- Von einem Theologen-Paar mit psychologisch-therapeutischer Expertise und jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Thema – in täglicher Übung und Anleitung
- Für alle, die sich für eine Praxis der Achtsamkeit interessieren und dies mit dem christlichen Glauben verbinden wollen

216 Seiten, kartoniert, klimaneutral gedruckt
ISBN 978-3-7346-1283-1, € 18,–

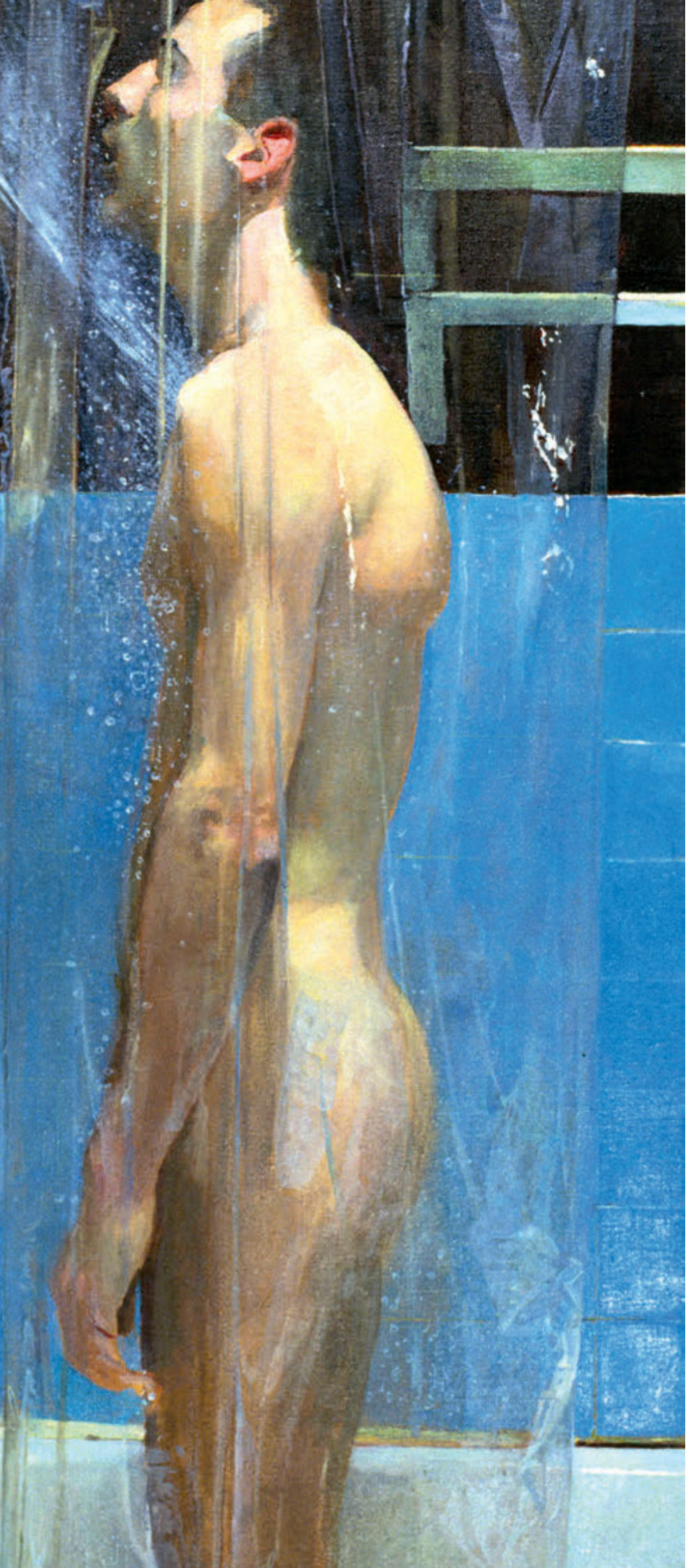
Im Buchhandel, online oder über unsere Auslieferung:
Verlag Neue Stadt, c/o AZB, Hoogeweg 100, 47623 Kevelaer
T. 02832 929-291 mireille.spenrath@azb.de

Verlag Neue Stadt
www.neuestadt.com

Die Haut

Unsere Haut ist nicht nur unser größtes und ein ansehnliches Organ, es verbindet uns, unsere Körper und die Welt. Durch Körperschmuck wie Tätowierungen und Piercings, aber auch über die Farben der Haut. Über sie kann heute nicht gesprochen oder geschrieben werden, ohne die Rassifizierung von Menschen mitzubedenken. Um im biblischen Sinn Personen- oder Menschenrechte zu bekommen, bedarf es nichts weiter, als ein Lebewesen mit Haut zu sein.

Foto: akg-images/© Susanne Hay/VG Bild-Kunst, „Salle de bains I“, 1995.



REINHARD LASSEK

Ein Alleskönner

Die Haut ist unser größtes und schwerstes Organ. Wer ihr Gutes will, sollte nicht zu viel tun.
Seite 24

VOLKER GRUNERT

Hautwürde

Im biblischen Denken haben alle eine Haut – selbst das Urzeitmonster Leviathan.
Seite 27

CLAUDIA JAHNEL

Ein Konstrukt

Wahn erfindet Rassen und nimmt dem Sehen von Hautfarben die Unschuld.
Seite 30

PAUL-HENRI CAMPBELL

Zeichen am Körper

Im Christentum wird bislang wenig oder nur zaghaft über die Tätowierung gesprochen.
Seite 33

INTERVIEW

Spiegel der Psyche

Gespräch mit dem Medizinprofessor Uwe Gieler über die Verbindung von Haut, Hirn und Nerven.
Seite 36

Ein vielschichtiger Alleskönner

Unsere Haut – groß, schwer und verletzlich

REINHARD LASSEK

Sie ist weitaus mehr als nur eine unverzichtbare Barriere zur Außenwelt. Und sie dient nicht nur der Reizaufnahme, sondern auch der Reizabwehr. Hinsichtlich ihrer Oberfläche und des Gewichts ist unsere Haut das größte und zugleich auch schwerste aller unserer Organe. Raffiniert geschichtet und mit zahlreichen Besonderheiten ausgestattet, übernimmt die Haut vielfältige Funktionen, wie der Wissenschaftsjournalist Reinhard Lassek berichtet.

Foto: picture alliance

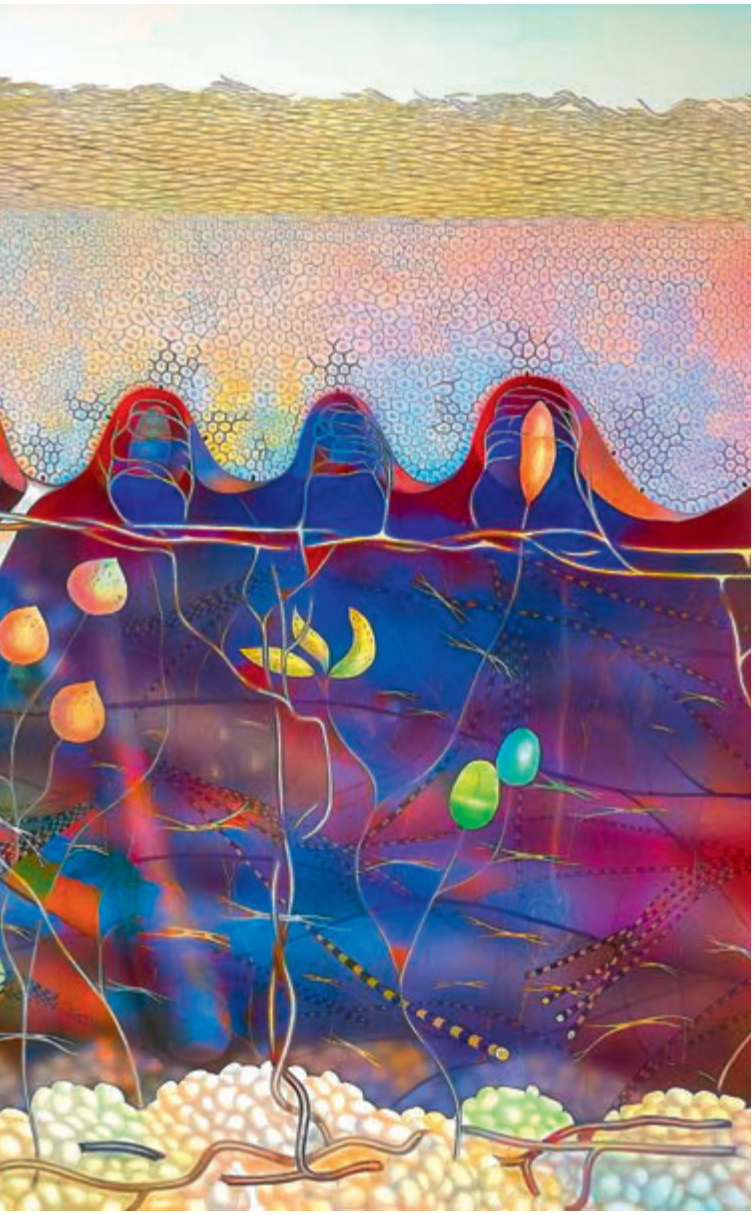
Unser Körper ist ein offenes, dynamisches System, das sich im inneren Gleichgewichtszustand, der Homöostase, befindet. Diese beruht auf einer Vielzahl interner Regelungsprozesse, die in der Lage sind, die verschiedenen Systemparameter des Organismus – wie etwa Atemantrieb oder Blutzuckerspiegel – zu kontrollieren. Doch all diese Gleichgewichtszustände funktionieren nur, weil es eine systembegrenzende Umhüllung gibt, die das Innen vom Außen trennt. Wissenschaftlich als Derma oder auch Cutis bezeichnet, schützt die Haut einerseits vor schädlichen Umwelteinflüssen, sorgt andererseits aber auch für den Austausch mit der Umwelt. Sowohl für den Stoffwechsel als auch für die Wärmeregulation ist die Haut unverzichtbar. Überschätzt wird jedoch gemeinhin der Austausch von Sauerstoff und Kohlendioxid. Niemand würde wegen unterbundener Hautatmung ersticken. Aufgrund vielfältiger Anpassungs- und Abwehrmechanismen übernimmt die Haut indes wesentliche Funktionen bei der Immunantwort. Sie ist ein funktionaler Alleskönner und dementsprechend komplex geschichtet. Zudem verfügt sie über zahlreiche Sonderbildungen wie Haare, Finger- und Zehennägel sowie Schweiß- und Talgdrüsen. Selbst die Milchdrüsen sind eine spezielle Gewebeausbildung der Haut. Wie Hautkontakte – insbesondere im Säuglingsalter – für soziale Nähe und Bindung sorgen, das ist ein eigenes Thema. Gleiches gilt für die kommunikative Bedeutung des Erbleichens oder Errötens bei veränderter Hautdurchblutung. Das ist willentlich nicht steuerbar und liefert somit ein fälschungssicheres soziales Signal.

Erbleichen und Erröten liefern ein fälschungssicheres soziales Signal.

Unsere Hautoberfläche ist durchschnittlich 1,73 Quadratmeter groß. Zusammen mit dem Unterhautfettgewebe weist die Haut dabei ein Gewicht von durchschnittlich vier bis fünf Kilogramm auf – im Einzelfall auch schon mal das Doppelte. Je nach Körperregion ist die Haut durchschnittlich nur ein bis zwei Millimeter dick. Auch wenn sie im Innern eine immer tiefergehende Komplexion offenbart, besteht sie aus drei gut voneinander separierten Schichten: Oberhaut (Epidermis), Lederhaut (Dermis) sowie Unterhaut (Subcutis). Epidermis und Dermis werden dabei oftmals funktional zur Cutis zusammengefasst.

Die Oberhaut (Epidermis): Sie besteht aus einem mehrschichtigen Plattenepithel. Auf die äußeren Hornzellen folgen Schichten aus Glanz-, Körner- und Stachelzellen sowie eine nach innen abschließende Basalschicht. Die Oberhaut ist insgesamt nur einen halben Millimeter dick. Wobei die Hornhautschicht an den Fußsohlen oder Händen leicht um einige Millimeter zulegen kann. Solche Hornschwielen sind das Resultat mechanischer Belastungen. Sie entstehen durch Vernarbung der Epidermis. Von besonderer Bedeutung ist die untere Lage der Oberhaut, die Keimschicht. Sie sorgt für die Nach- beziehungsweise Neubildung von Hautzellen. Abgestorbene Zellen der Keimschicht wandern nämlich jeweils in die Hornschicht ein und müssen daher kontinuierlich ersetzt werden.

Die Lederhaut (Dermis): Sie setzt sich sowohl aus einer Papillen- beziehungsweise Zapfenschicht als auch einer Netzstruktur



Modell der Epidermis, Dermis und Hypodermis mit unterschiedlichen Nervenenden und Talgdrüsen.

zusammen und ist vornehmlich ein Gebilde aus Bindegewebsfasern. Die obere Lederhaut gibt der Epidermis festen Halt und sorgt zudem über ein fein kapillarisiertes Blutgefäßsystem auch für deren Ernährung. Die untere Lederhaut wiederum enthält jene für die Temperaturregelung unerlässlichen Blutgefäße sowie muskuläre Gewebeanteile. Die bereits erwähnten Hautsonderbildungen wie Haare oder Schweißdrüsen, aber auch die Milchdrüsen sind zwar basal in der Lederhaut verankert, münden aber allesamt in die Oberhaut. Das gilt auch für jene Haarbalgmuskeln, durch deren Kontraktionen die „Gänsehaut" entsteht.

Die Unterhaut (Subcutis): Sie dient den darüberliegenden Hautschichten als Unterlage und besteht aus subkutanem Fett sowie lockerem Bindegewebe. Ihre Blutgefäße und Nerven sind größer als die in den beiden darüberliegenden Hautschichten. Während in der Lederhaut die Rezeptoren für die Temperaturregelung liegen, sind in der Unterhaut die Mechanorezeptoren für Druckreize lokalisiert. Das allgemeine Relief der Haut weist zudem Eigenschaften auf, die strukturell sowohl in der Oberhaut als auch in der Lederhaut angelegt sind.

Zwei Hauttypen prägen unsere Hautoberfläche: Leistenhaut und Felderhaut. Die Leistenhaut bildet jene Papillarleisten beziehungsweise Linien aus, die kriminaltechnisch eine Fingerabdruckerkennung ermöglichen. Gemeint sind individuelle Muster aus verschiedenen Wirbeln, Bögen, Schleifen und Doppelschleifen. Während die Leistenhaut nur an den Fingern, der Handinnenseite sowie an der Fußsohle vorkommt, sind alle übrigen Hautbereiche durch Felderhaut bedeckt. Deren Oberflächenstruktur weist rhombische Felder auf, die jeweils durch feine Furchen abgegrenzt sind. Da die Oberhaut weniger dehnungsfähig ist als die Lederhaut, fungieren jene Federhautfurchen als Reservefalten. Sie verschwinden, sobald es zur Straffung von Hautpartien bei bestimmten Bewegungsabläufen kommt. Die Felderhaut ist zwar nur ein Zehntel Millimeter dick, beherbergt aber dennoch verschiedenste Sonderausbildungen und Sinneszellen. Das macht die Felderhaut – allein schon von der Fläche her – zu unserem größten Sinnesorgan.

Schutz vor Druck und Unterkühlung

Aufbau und Funktion der Haut könnten also vielfältiger gar nicht sein: So sondern manche Hautdrüsen Schweiß ab, um über dessen Verdunstung den Körper vor Überhitzung zu schützen. Andere Drüsen hingegen produzieren Talg, um Oberflächenstrukturen einzufetten. Hautanhänge wie Haare schützen etwa vor Wärmeverlust, schädlicher Sonneneinstrahlung und Nässe. Und während die Hornschicht der Oberhaut sowohl Verletzungen als auch der Austrocknung vorbeugt, schützt das Fettgewebe der Unterhaut vor Druck und Unterkühlung. Hinzu kommen diverse Hautsinneszellen: Unser Tastsinn beruht auf verschiedenen Mechanorezeptoren, die auf Berührungen, Druck und Vibration reagieren. Empfindungen für Wärme oder Kälte werden über entsprechende Thermorezeptoren vermittelt. Und für stärkere und damit schädliche thermische, chemische oder mechanische Reize sind sogenannte Nozisensoren beziehungsweise Nozizeptoren zuständig. Die Zahl der Nozizeptoren pro Hautfläche übertrifft dabei die Anzahl aller anderen Hautsensoren. Die Reizung der Nozizeptoren führt normalerweise – aber nicht immer – zur Schmerzempfindung. Welch unterschiedliche Empfindlichkeiten diverse Hautregionen haben, zeigt das Beispiel der Hitze-Nozizeptoren: Die meisten weisen unsere Fingerspitzen auf – gefolgt von den Handflächen, der Stirn und den Fußsohlen. Unser Fußrücken ist im Vergleich etwa zur Schulter-, Rücken- oder Wadenregion wiederum am wenigsten empfindlich. Es gibt also nicht nur verschiedene Typen von Nozisensoren, sondern auch unterschiedliche Verteilungen. Zudem kann ihre Anzahl individuell erheblich variieren – und zwar um den Faktor zehn. Unsere Mitmenschen können es sich also nicht aussuchen, ob sie nun eher von „dünnhäutiger" oder von „dickfelliger" Natur sind.

Große Anpassungsfähigkeit, aber auch Anfälligkeit offenbart unsere Haut etwa auch hinsichtlich ihrer Lichtempfindlichkeit: Normalerweise absorbiert und reflektiert die Haut nur einen Teil der Ultra-Violett-Strahlung (rund 50 Prozent des UV-A und etwa zehn Prozent des kurzwelligeren UV-B). Auf dauerhaft erhöhte UV-Belastung reagiert die Hornschicht mit

Foto: akg

Ein Mann hält einen Dolch und seine Haut. Zeichnung aus: Juan Valverde de Amusco, „Anatomia del Corpo Humano“ (Anatomie des menschlichen Körpers), veröffentlicht 1560.

Verdickung. Derartige „Lichtschwielen“ treten insbesondere nach Sonnenbränden auf. Zudem wird vermehrt Schweiß abgesondert – nicht nur zur Körperkühlung, sondern auch, weil unser Schweiß Urocaninsäure enthält. Diese vermag nämlich einen höheren Anteil der UV-B-Strahlung zu absorbieren. Bei hellhäutigen Menschen setzt zudem eine stärkere Pigmentierung ein. In der Basalschicht der Epidermis befinden sich Pigmentzellen (Melanozyten), die durch verstärkte Melanin-

Über Anti-Aging-Programme kursieren mehr Informationen als über die biologischen Gegebenheiten.

Produktion die Haut „bräunen“ – vor allem um die genetische Information in den Zellkernen vom UV-Licht abzuschirmen. Vom UV ist der Weg zu Hautkrankheiten nicht weit. Es gibt zahlreiche Erkrankungen und Anomalien der Haut. Das Spektrum reicht da von Sonnenallergie über Hautkrebs, Herpes und Fußpilz bis hin zu Insektenstichen. Als Störungen des Verhornungsprozesses der Oberhaut sind Hühneraugen oder Warzen weit verbreitet. Veränderungen der Blutgefäße in der Lederhaut führen etwa zu Feuermalen, Blutschwämmen oder Pusteln. Bekannte Pigmentanomalien sind Leberflecken (Muttermale) oder Sommersprossen – aber eben auch Hautkrebs. Talgdrüsenanomalien führen zu Akne und anderen Schädigungen. Hinzu kommen Hautveränderungen durch Infektionen und Vergiftungen.

Die meisten Menschen halten heutzutage viel von Hautpflege und wollen ihre Haut daher stets mit so viel Sonne, Wasser, Seife und Cremes wie nur möglich verwöhnen. Hinzu kommen modische Intensiv-Anwendungen. Über Anti-Aging-Programme, Piercing-Studios oder Solarien kursieren daher oftmals mehr Informationen als über die grundlegenden biologisch-medizinischen Gegebenheiten unserer Haut. Gewiss, Hautschäden aufgrund bizarrer Modetrends lassen sich vermeiden. Aber lässt sich durch eine bestimmte Lebensweise etwas gegen Akne und Pickel, gegen Neurodermitis und dergleichen Plagen machen? Innerhalb gewisser Grenzen wirkt sich offenbar unser Lebenswandel stets auch auf die Haut aus. Selbst unsere Emotionen und Neurosen, vor allem aber unsere Speisekarte machen die Haut zum „Spiegel unserer Seele“. Dieser Auffassung ist auch Yael Adler. Sie ist Fachärztin für Haut-, Geschlechts- und Gefäßerkrankungen und zudem Ernährungsmedizinerin. Das einleuchtende Motto der durch ihre Medienpräsenz bundesweit bekannt gewordenen Hautmedizinerin lautet: „Die Haut ist, was Du isst!“ Adler empfiehlt daher eine besondere „Haut-Cuisine“, die auf ganz bestimmte Makro- und Mikronährstoffe setzt.

Bizarre Modetrends

Vermeidbar und daher besonders ärgerlich sind also Hautschädigungen durch abwegige Modetrends wie etwa das Aufspritzen mit Botox. Das Stechen von Tattoos installiert quasi sogar tickende Zeitbomben unter die Oberhaut und grenzt aus Sicht der Dermatologie bereits an fahrlässige Körperverletzung. Der komplexe Aufbau unserer Haut sowie die Vielfalt ihrer Funktionen legen einen achtsameren Lebensvollzug nahe.

Selbstverständlich geht auch ein noch so gesunder Lebensstil nicht spurlos an unserer Haut vorüber. In der Tat, die Haut zeigt uns und anderen mehr oder weniger zuverlässig an, wie jung oder alt, wie erholt oder abgespannt, wie gesund oder krank wir sind. Sie verrät mitunter aber auch etwas darüber, wie froh und munter oder traurig und niedergeschlagen jemand gerade ist. Wie auch immer, vor übertriebener Körperpflege sei nochmals nachdrücklich gewarnt. Viele der alltäglich verwendeten Hygieneprodukte sind aus Sicht der Dermatologie nicht nur überflüssig, sondern bei regelmäßiger Anwendung oftmals sogar schädlich. Nichts ruiniert die Haut so nachhaltig wie eine Kombination aus kosmetisch fehlgeleitetem Wasch- und Pflegewahn nebst regelmäßigem Solariumbesuch und hemmungsloser Tattoostecherei. Die wichtigste Empfehlung Yael Adlers lautet daher denn auch: „Wer der Haut wirklich Gutes tun will, sollte nicht zu viel tun.“

Ein Christkind mit Sommersprossen

In der Bibel taugt die Haut nicht zur Stigmatisierung

VOLKER GRUNERT

Um im biblischen Sinn in den Genuss von Personen- oder Menschenrechten zu kommen, bedarf es nichts weiter, als ein Lebewesen mit Haut zu sein, erklärt der evangelische Theologe Volker Grunert.

Die biblischen Texte haben kein Problem mit einem menschlichen Gott. Er wird als ein Gott mit Hand (Exodus 9,3) und Fuß (Matthäus 5,35) beschrieben; mit mächtigem Arm (Jesaja 5,10), einem sprechenden Mund (Numeri 12,8) und einer Nase, die vor Wutschnauben über Unrecht glühen kann (Deuteronomium 29,26), und mit Haaren, weiß „wie gewaschene Wolle“ (Daniel 7,9). Automatisch denken viele bestimmt einen Rauschebart mit. Doch der wird nirgendwo erwähnt. Auch zu einer Haut Gottes schweigt sich die Bibel aus. Genau bei den Details, die Gott ein Geschlecht, eine Ethnie, ein Aussehen geben, entzieht sich Gott. Hinzu kommt, dass die biblischen Texte ebenfalls kein Problem damit haben, dass sich Gott als Bärenmutter beschreibt, die um ihre Kinder kämpft (Hosea 13,8), sich als ungreifbare Wolke zeigt (Leviticus 16,2) und die von der Gebärmutter (hebräisch *rechem*) abgeleitete Fähigkeit zur Empathie zu einer seiner zentralen Eigenschaften erhebt (hebräisch *rachum*; Exodus 34,6).

Gott ist in den Köpfen vieler aber immer noch auf das Bild des Weihnachtsmanns begrenzt, den vergöttlichten europäischen Patriarchen mit Bart und weißer Haut. Dies könnte man als vorreflektiertes Element der Populärkultur abtun. Doch auch die Kunstgeschichte wollte lange keine nichtweißen Götter. Nicht nur die bunten Götter der Griechen wurden geleugnet; auch die Entstehung der „Haut“ Schwarzer Madonnen wurde lang als unabsichtlich wegerklärt. Denn der Gott europäischer Statusträger ist so weiß wie Michelangelos Cristo della Minerva. In seltenen Momenten wird der Lendenschurz für wenige Auserwählte gelüftet, um ihren ehrfurchtsvollen Blicken dessen Vorhaut zu präsentieren, die die Massen auch beim David Michelangelos in den Uffizien bewundern können. Nicht nur die weiße Hautfarbe, auch die Vorhaut scheint unentbehrlich zu sein.

Gegen Selbstvergöttlichung

Die Texte der Bibel polemisieren gegen diese Selbst-Vergöttlichung von Zivilisationen, in der Mächtige durch Idole festlegen, was das Göttliche ist – und was nicht. Sie teilen damit in mächtig und ohnmächtig, Mensch und Tier, lebenswert und nicht-so-lebenswert. Die äußere Hülle des Kultbildes, die Götterhaut, legt eine theokratische Norm über Menschen fest. Und es ist eine unumstürzliche Regel, dass diese Idole der Mächtigen nie Sommersprossen haben. Die biblischen Texte aber entziehen Gottes Haut der menschlichen Vereinnahmung und retten damit die Haut derer, die von den überall ihr Unwesen treibenden elitären Haut-Idealisierungen entmenschlicht werden. Eine „Haut“ (hebräisch *'or*) haben im biblischen Denken erfrischenderweise alle – Frauen, Afrikaner, Männer, Nomadinnen, Behaarte, Zuchtochsen, Kinder und Wildesel – selbst das Urzeitmonster Leviathan (Hiob 40,31). Die im Deutschen selbstverständliche menschlich-tierische Grenze zwischen „Haut“ und „Fell“ lässt sich nicht aufmachen. Dies ist nicht eine Vorstufe zu unserer „entwickelteren“ Differenzierung; dies ist Absicht. Denn die biblischen Texte sehen hinter der Haut-Diskriminierung eine Dynamik, die wohl keiner besser als der Satan in der Hioberzählung auf den Punkt bringt, als er nach dem Umkommen der Sklaven, Kinder und Tiere Hiobs spricht „Haut um Haut, und alles, was ein Mann besitzt, gibt er her für sein eigenes Leben“. Die erste „Haut“ sind Menschen und Tiere, die unter Hiobs Verfügungs-

Die biblischen Texte entziehen Gottes Haut der menschlichen Vereinnahmung.

gewalt stehen; ihr Unwert gegenüber dem Großgrundbesitzer Hiob zeigt sich allein daran, dass sie keine Namen bekommen. Dies ändert sich erst, nachdem Hiob göttliche Schläge treffen und er Gott als den kennenlernt, der das „unwerte“ Leben, die Wildtiere und Monster, erhält. Danach bekommen seine Töchter Namen – und Landbesitz.

Im Hebräischen wird das soziale und physische Ungeschütztsein gegenüber der Verfügungsgewalt von meist männlichen Akteuren als „Hautheit“ (hebräisch *'ervah*) verstanden. Der Schutz der „Hautheit“ ist einer der zentralen Gedanken des biblischen Rechts. Um im biblischen Sinn in den Genuss von Personen- oder Menschenrechten zu kommen, bedarf es dabei nichts weiter, als ein Lebewesen mit Haut zu sein; die biblische Form der Menschenwürde ist somit eine „Hautwürde“. Diese eher unerwartete Gleichsetzung – im Schabbat-Gebot etwa treten wieder neben Sklaven und Kindern Tiere auf (Exodus 20,10) – hat ihren Sinn darin, dass die Behandlung von Nutztieren mit der von Nicht-Statusträgern meist analog geht und die Vernichtung von Wildtieren mit der Vernichtung der nicht-unterworfenen Feinde gleichgesetzt wird. Je mehr in einer Zivilisation „Haut um Haut“ (Hiob 2,4) getrennt wird, desto mehr wird die Würde des Eigenen auf Kosten der entwürdigten Anderen gelebt. Selbstvergöttlichung und Entmenschlichung bilden auch beim Thema Haut einen Zusammenhang.

In unserer Gesellschaft ist Hautwürde etwas, das erkämpft werden muss. Eine Anekdote aus Süddeutschland: Anfang der 2000er-Jahre in einer rheinland-pfälzischen Stadt bewarb sich eine junge Frau mit dem Motto „blond kann jede …“ für den Stadtmarketing-Posten des „Christkinds“ und begründete damit eine kleine Revolution. Sie war nicht nur brünett; sie stach gegenüber den Mitbewerberinnen auch durch ihre Sommersprossen heraus. Bourgeois-anmutige Christkinder hatten zuvor keine Sommersprossen. In der Populärkultur zierten Sommersprossen

Selbst das Urzeitmonster Leviathan hat eine Haut: Gustave Doré, „Untergang des Leviathan“, 1865.

eher Fabelwesen wie Kobolde – im DDR-Sandmännchen etwa die Figur des Plumps und im ARD-Kinderprogramm der Pumuckl. Als ob sich die Macher über den Eisernen Vorhang hinweg abgesprochen hätten, repräsentieren beide Sommersprossen-Träger das Wilde und vom bürgerlichen Leben Unbeeindruckte. Zusammen mit Pipi Langstrumpf und gegenwärtig Sams befreien diese mythischen Sommersprossenheroen Kinder aus der autoritären Welt, in der der „Liebe Gott“ eigensinnige Mädchen, die im gleichnamigen Märchen nicht auf ihre Eltern hören, automatisch mit dem Tod bestraft.

Dieser „Liebe Gott“ ist in der Vorstellung wahrscheinlich Bartträger und weiß. Der Gott der Bibel hingegen mag Sommersprossen – natürlich im übertragenen Sinne. Der „biblische Sommersprossenträger“ ist der Wildesel, „er lacht über die lärmende Menge der Stadt und auf das Geschrei des Antreibers hört er nicht“ (Hiob 39,7). Sein Schöpfer hat ihn aus der Sklaverei für die Zivilisation befreit, ihm Humor und Unbeherrschbarkeit verliehen. Der Wildesel ist in der Propaganda des Alten Orients häufig ein Bild für die Feinde. „Schwarz bin ich und anmutig“ (Hohelied 1,5) ruft die zur Landarbeit verdonnerte Verliebte den Jerusalemerinnen zu. Sie teilt mit Sommersprossenträgerinnen das „Schicksal“, dass sie der Sonne ausgesetzt ist, deren ungnädiger „Blick“ (Hohelied 1,6) für die vornehm blassen Städterinnen alle Rechtlosen markiert. Für den Geliebten jedoch ist sie „anmutig“ (Hohelied 1,10), die „schönste unter den Frauen“ (Hohelied 1,8), an anderer Stelle sogar „schön wie der weiße Mond“ (Hohelied 6,10). Er sieht ihre Sonnen-Verfärbung nicht. Durch seine Liebe zu ihr verliert der soziale Fetisch der Sonnen-Exposition seine Bedeutung. In Echnatons Sonnenhymnus verfügt der Sonnengott Aten etwa, die Unterscheidbarkeit dunkler oder heller Ausländer von den rotbraunen Ägyptern. „Schön“ sind nur die Rotbraunen und dieses Ideal ist auch in die israelitische

In biblischen Texten gehören die als deutlich dunkler erkennbaren Menschen zur administrativen Elite Israels.

Liebeslyrik gekommen: „Mein Geliebter ist glänzend und rot.“ Nur bekommen in Echnatons Hymnus auch nur die Rotbraunen den Status „Mensch“ (ägyptisch *remetsch*); die Nicht-Rotbraunen sind keine Menschen, die bleiben „Ausländer“.

Wenn nicht-weiße junge Frauen Christkinder werden, dann berichtet selbst die überregionale Presse über die identitätspolitischen Schimpftiraden, über ihr nicht passendes „orientalischen“ Aussehen. In biblischen Texten gehören die als deutlich dunkler erkennbaren Menschen zur administrativen Elite Israels. Einer der biblischen Propheten, Zephanja, scheint vom Namen her eine ostafrikanische Herkunft zu haben und verkündet den dortigen Anbeterinnen JHWHs das Heil (Zephania 3,10). Das heißt nicht, dass dunkle Haut den Menschen nicht auffiel. In einem Sprichwort in Jeremia 13,23 steht die ostafrikanische Haut für Unveränderlichkeit. Sie wird mit den Flecken eines Leoparden verglichen, die ebenfalls nicht veränderbar sind. Dass deutsche Übersetzer sofort an „dunkel“ denken, zeigt die Luther-Übersetzung des Wortes mit einem nun absurderweise Flecken habenden schwarzen „Panther“. Aber die Hautfarbe ist für Israelitinnen nicht das auffälligste. Denn selbst polemische Texte gegen die ostafrikanischen Königreiche Kusch und Saba assoziieren mit ihnen nur die höhere Körpergroße und den großen Reichtum der Menschen (Jesaja 45,14). Die Hautfarbe ist selbst in der schwer erträglichen Identitätsbildung durch Abgrenzung nach der Erzählung von Esra-Nehemia nie Thema. Die Männer sollen sich von den „fremden“ Frauen scheiden lassen (Esra 9f.), obwohl sie selbst zuhauf ägyptische, kanaanäische

Foto: akg

und besonders mesopotamische Namen tragen. „Fremd“ sein bedeutet, Ammoniterin, Moabiter, Jebusiterin oder Äypterin zu sein. Selbst dieser zutiefst irritierende Text geht Abgrenzung nicht über den einfachen Weg der Hautfarbe; denn die Abgrenzung geht hier auf Kosten von äußerlich sehr ähnlichen Frauen. Die Abgrenzung anhand von Äußerlichkeiten ist so alt wie die Menschheit selbst und ist ein Topos in einer der ältesten Erzählungen der Menschheit, der sumerischen Erzählung über den Heiratswillen des Nomaden-Gottes Martu und der Stadt-Göttin Adjar-Kidug. Hier rät die beste Freundin der Braut Adjar-Kidug ganz entschieden von der Heirat mit diesem „umherziehenden Rohfleischfresser“ ab. Martu hat in der Erzählung zwar einen festen Wohnsitz in einer Stadt, hat dort Freunde und sich unter den Sesshaften einen Status erarbeitet. Aber Nomaden, so die Freundin Adjar-Kidugs, blieben immer Nomaden. Von Kultur verstünden sie nichts; Manieren von Hunden hätten sie, streifen ziellos umher, buddeln in der Wildnis nach Pilzen wie Wildschweine und sähen durch ihre vielen Haare so aus wie Affen. Die Götter ekelt es vor diesen gefährlichen Biestern. „Beste Freundin“, so versucht sie Adjar-Kidug noch von ihren Heiratsplänen abzuhalten, „warum um alles in der Welt willst du Martu haben?“ Adjar-Kidug, ein Freigeist wie die Verliebten des Hoheliedes, lässt das kalt. „Martu ga-ba-an-tuku-tuku“ spricht sie: „Ich werde Martu auf jeden Fall haben“ (daher das doppelte tuku) – und nimmt ihn als Mann. Kein Mensch muss sich den Kategorien seiner Zivilisationen beugen. Gott tut es auch nicht.

Wächter der Hautwürde

Zu den vielen Anti-Abgrenzungs-Texten, die die Massenscheidung in Esra 9f. nach Ansicht einiger Forschender provoziert hat, gehört die Episode in Numeri 12. Dort versuchen Moses’ Mitstreiter, „wegen des Umstands seiner kuschitischen [ostafrikanischen] Ehefrau, die er genommen hat – denn er hatte eine kuschitische Ehefrau genommen“ – an seinem Stuhl zu sägen. „Kusch“ (ägyptisch *kesch*) ist im Ägyptischen häufig austauschbar mit *medscha*, einem Midian sehr ähnlichen Begriff. Es könnte daher sein, dass mit Zippora eine Midianiterin gemeint ist, die Moses in Exodus 2,21 heiratet. Auch wenn dies nicht ganz klar ist, deutlich ist das göttliche Urteil zu diesem Äußerlichkeiten nutzenden Machtspielchen. Gott stellt die Mitstreiter des Mose zur Rede und macht einen von ihnen „aussätzig wie Schnee“ (Numeri 12,10). In der „Black Theology“ wird der Moment immer noch gefeiert, in dem Gott die Haut einer Person, die einen dunklen Menschen angegriffen hat, so weiß werden lässt, dass sie selbst ausgeschlossen wird.

Wenn Gott in biblischen Texten Menschen mit dem flechtenartigen Aussatz oder anderen Hautirritationen schlägt, trifft es nur mächtige Völker und besonders Könige. Wenn „normale“ Menschen Hauterscheinungen haben, werden keine moralischen, theologischen oder medizinischen Gründe des Befalls aufgeführt. Auch hier entzieht die Bibel die Betroffenen der Stigmatisierungswut der Unbetroffenen, die von antiken Erklärungen, Aussätzige seien von den Göttern gestrafte Lästermäuler, bis zu Schillers judenfeindlichen Ausfällen reicht, in denen der Aussatz eine „erbliche Stammeskonstitution“ der Juden sei. In den Evangelien überschreitet ein Aussätziger eigenmächtig Quarantäneregelungen und bittet in einer Synagoge Jesus um Heilung (Markus 1,40). Auch er überschreitet die Haut-Grenze, wie die Verliebten des Hoheliedes, Adjar Kidug und das sommersprossige Christkind. Und bei der Begegnung spürt Jesus nach der Wortwahl des Evangelisten wie der Gott der Hebräischen Bibel in sich die mit der Gebärmutter verbundene Fähigkeit zum Erbarmen und spricht: „Ich will, sei rein!“ (Markus 1,41). Der menschliche Gott will, dass Menschen „auf dem Boden“, also Menschen bleiben. Er will, dass sie andere Menschen als Menschen sehen und behandeln. Über ihre Hautwürde wacht er.

Weiß auf Schwarz

Warum die Hautfarbe ein ideologisches Konstrukt ist, das Hierarchien begründet

CLAUDIA JAHNEL

Die größte Paradoxie der Aufklärung liegt darin, dass sie einerseits Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Humanismus, Menschenwürde und Bildung zu Grundprinzipien des Zusammenlebens erklärte, andererseits „Rassen" erfand, um die Versklavung, Tötung und Ausbeutung von Millionen Menschen zu rechtfertigen. Die Bochumer Theologieprofessorin Claudia Jahnel schreibt über die ideologische Aufladung der Haut.

Senzenina, senzenina – What have we done? Our only sin is the colour of our skin. Our sin is the truth. They are killing us." Wie ein Cantus Firmus zog sich in der Zeit des Kampfes gegen die Apartheid in Südafrika dieses bewegende Xhosa-Lied durch unzählige Trauergottesdienste. „Unsere Hautfarbe ist unsere einzige Sünde. Die Wahrheit ist unsere Sünde." Das ist weder ironisch gemeint noch Ausdruck von Resignation. Was hier für den normalen Menschenverstand irrational und sarkastisch erscheint – wie können Hautfarbe

Die Black-Lives-Matter-Bewegung hat der Diskussion um Diskriminierung und Unrechtsstrukturen entlang der „colorline" neues Leben eingehaucht. Unser Foto zeigt eine Demonstration in Mailand 2020.

und Wahrheit eine Sünde sein? –, beschreibt in Wirklichkeit die Macht rassistischer, physischer und epistemischer Gewalt: Die Logik des Rassismus verdreht Wahrheit und Lüge und hat doch die Macht zu bestimmen, was wahr und was falsch, gerecht und sündig ist, wer leben darf und wer sterben muss.

Über die Farbe(n) der Haut kann heute nicht gesprochen, geschrieben oder auch nur gedacht werden, ohne die Rassifizierung von Menschen auf der Grundlage äußerer Merkmale mitzubedenken, die der französische Philosoph Gilles Deleuze als Wahn bezeichnet hat: „Im Wahn gibt es immer einen N[****], einen Juden, einen Chinesen, einen Großmogul, einen Arier." Denn der Wahn erfindet „Rassen" und nimmt dem Sehen von Hautfarben die Unschuld.

Wie kommt es, dass das europäische und nordamerikanische Denken den Körper des Menschen immer wieder auf seine Erscheinung reduziert und „Weiß" gelesene Menschen einer höheren Entwicklungsstufe zuordnet, in „Schwarz" gelesene Menschen hingegen Primitivität, Unzivilisiertheit und Exotik hineinliest? Nebenbei: Ich schreibe „Schwarz" und „Weiß" groß und in Anführungszeichen, weil sie keine Hautfarbe darstellen, sondern ein Konstrukt.

Ein Konstrukt, keine Hautfarbe

Warum lösen „Schwarz" gelesene Menschen, in den Worten des kamerunischen Philosophen Achille Mbembe gesprochen, „leidenschaftliche Dynamiken und ein Übermaß an Irrationalität aus, die stets das gesamte System der Vernunft auf die Probe stellen"? Die europäische Aufklärung hat die Irrationalität dieses kodifizierten Wahns ganz offensichtlich nicht verhindert, der die Hautfarbe als Ausweis von Minder- oder Höherwertigkeit erfindet. Im Gegenteil: Die größte Paradoxie, ja der Abgrund der Aufklärung liegt darin, dass sie einerseits Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Humanismus, Menschenwürde und Bildung zu Grundprinzipien des Zusammenlebens erklärte, andererseits „Rassen" erfand, um die Versklavung, Verschleppung, Tötung und Ausbeutung von Millionen „Schwarz" gelesener Menschen zu rechtfertigen. Dieser Black Holocaust beziehungsweise die *Maafa* (das Swahili-Wort für „Katastrophe" steht für die Gräuel von Kolonialismus und Sklaverei) stellt die Aufklärung, deren Denken sie entspringt, radikal infrage, und jede und jeder, die oder der die Werte der Aufklärung verteidigt (und das ist heute an sich mehr denn je nötig), sollte sich fragen, wie nicht „Weiße" Menschen zu „Anderen" und zu Fast-Menschen gemacht werden konnten und wie das humanistische Projekt einer weltumspannenden Menschheit und Menschlichkeit an der Farbe der Haut scheitern konnte.

Die Spuren einer an Hautfarben orientierten Unterscheidung von Menschengruppen reichen weit zurück. Schon der griechische Arzt Hippokrates und, auf dessen Erkenntnissen aufbauend, der Philosoph Aristoteles suchten nach Gründen für die unterschiedlichen Hautfarben von Menschen und entwickelten eine Klimatheorie. Sie teilten die damals bekannte Welt in drei Klimazonen ein und führten die dunklere Hautfarbe von Bewohnerinnen und Bewohnern südlicher Länder auf die intensivere Sonneneinstrahlung zurück. Mit der Hierarchie der „Rassen" wurde die Klimatheorie allerdings erst im 18. und 19. Jahrhundert im Zuge des Aufstiegs der Naturwissenschaften in Verbindung gebracht. Als Oberflächenphänomen wurde Haut zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Fernwahrnehmung, weil sie von außen vermeintlich „objektiv" und aus postulierter wissenschaftlicher Distanz heraus betrachtet und beurteilt werden konnte. Schlussfolgerungen von der Hautfarbe auf den Charakter und die Lebensweise der untersuchten Menschen galten so als empirisch autorisiert.

Einer der einflussreichsten Naturforscher dieser Zeit war Georges-Louis LeClerc, Comte de Buffon (1707–1788). Auf Grundlage von Reiseberichten unterstreicht er in seinem 1749 erschienenen 37-bändigen Werk *Histoire naturelle* den klimatheoretischen Kausalzusammenhang von Klima, Hautfarbe, Physiognomie, Lebensweise und Charakter. Für den weiteren Diskurs um Hautfarbe und „Rasse" ist dabei vor allem seine These der Reversibilität bedeutsam: Hautfarben, Lebensweisen und Charaktere können sich, so Buffon, durch Migrationsprozesse wieder umkehren. Die vermeintlichen charakterlichen und „farblichen" Unterschiede seien also nicht ontologischer Natur. Vielmehr sei bei allen Unterschieden von einem gemeinsamen Menschsein auszugehen.

Dieser Argumentation folgten zahlreiche Kämpferinnen und Kämpfer für die Rechte „Schwarz" oder „Farbig" gelesener Menschen, von Bartholomé de las Casas bis Desmond Tutu. Die Feststellung der verbindenden Humanität kann aber auch als Täuschungsmanöver fungieren, wenn nämlich unter dem Deckmantel von Aufklärung und Humanismus anhaltende hierarchisierende und gewaltvolle Unterscheidungen invisibilisiert werden. Schon Buffon hinderte die Verkündigung der gemeinsamen Menschlichkeit nicht daran, in seiner Abhandlung „Dissertation physique à l'occasion du nègre blanc" (1744) die „weiße" Farbe als anthropologische Grundfarbe und damit als „normal" und als normativ zu verstehen.

Die theologische Debatte des 18. Jahrhunderts verband die Diskussion um ein alle Menschen umfassendes gemeinsames Menschsein mit der Frage nach einem gemeinsamen „Stammvater". Weit verbreitet war diesbezüglich bis in das 19. Jahrhundert hinein die frühe Hamiten-Theorie, der zufolge „Schwarzafrikanerinnen und -afrikaner" als Nachkommen Hams betrachtet wurden. Der Sohn Noahs hatte sich laut Genesis 9 über seinen schlafenden nackten und berauschten Vater lustig gemacht und wurde dafür zu harter Arbeit unter heißer Sonne verflucht. Die Folge davon war, dass sich „[u]nter einem glühenden Himmel [Afrikas …] die Hamiten in N[****]" verwandelten, so konstatierte noch 1839 der Geograf, Historiker und Theologe Frédéric de Rougemont (1808–1876). Damit war nicht nur „Schwarze" Haut als Folge der Sünde markiert. Auch das Recht zur Versklavung und Ausbeutung „Schwarz" gelesener Menschen sowie der Ausschluss aus der Genealogie des jüdisch-christlichen Stammvaters erhielten in dieser Theorie ihre theologisch-göttliche Legitimation.

„Schwarze" Haut wurde in der Hamiten-Theorie als Folge der Sünde markiert.

Von diesem theologischen Erklärungsansatz grenzten sich verschiedene Forscher mit naturwissenschaftlichen, theologischen und kombinierten Argumenten ab. Mit Hilfe

Foto: akg

der klimatheoretischen Begründung der Verschiedenheit der Hautfarben rechtfertigte etwa der französische Missionar Abbé Demanet in seinem Werk *Neue Geschichte des französischen Afrika* (1767) die Vorstellung eines allen gemeinsamen Stammvaters und Ursprungs aller Menschen. Doch auch Abbé Demanet lässt keinen Zweifel an der „Normalität" und Normativität von „Weißsein" als dem „ursprünglichen" Zustand, wenn er im letzten Kapitel seines Werkes unter dem Titel „Historisch-physische Abhandlung über den Ursprung der N[****] und die Ursache ihrer Farbe" konstatiert:

„Auch diejenigen, die aus Furcht oder aus Neugierde Afrika zuerst besetzten, waren, wie alle Kinder und Nachkommen Noahs, weiß: allein Thau, Luft, und die zurükgeworfenen [sic] Sonnenstralen [sic] machten sie bald braun, dann schwärzlich, und nach einigen Zeugungen mehr oder weniger schwarz, je

Hautfarbe und Rassismus sind in erster Linie ein Problem „Weißer" Menschen.

nachdem sie den Einwirkungen der genannten Ursachen mehr oder weniger ausgesetzt waren […] Nicht also die Natur des Menschen hat sich verändert, sondern nur allein seine Haut, die die Eindrüke [sic] des Klimas und des Sonnenbrandes empfangen hat."

Im deutschsprachigen Raum haben insbesondere Äußerungen Immanuel Kants die Deutung der Farbe der Haut in der Zeit der Aufklärung geprägt. Vor allem in seinen Abhandlungen „Von den verschiedenen Rassen des Menschen" (1777) sowie in „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse" (1785) beschäftigt Kant die Frage nach der Genese der Hautfarben und dem „Ursprung der N[****]schwärze", die er konstant als Sonderfall betrachtet und negativ bewertet:

„Die Haut mußte geölt sein, nicht bloß um die zu starke Ausdünstung zu mäßigen, sondern die schädliche Einsaugung der fäulichten Feuchtigkeiten der Luft zu verhüten. Der Überfluß der Eisentheilchen, die sonst in jedem Menschenblute angetroffen werden und hier durch die Ausdünstung des phosphorischen Auren […] in der netzförmigen Substanz gefällt worden, verursacht die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze."

Die Reduktion von Menschen „anderer", „schwarzer" Hautfarbe auf ihre Haut ging so weit, dass der deutsche Biologe Lorenz Oken im Jahr 1811 in seinem Lehrbuch der Naturphilosophie den afrikanischen „Hautmenschen" vom europäischen „Augenmenschen" unterschied. Auch hier schlägt sich eine deutliche Hierarchisierung nieder, gilt doch seit der Antike und der frühen Christenheit der Sehsinn dem taktilen Haut-Sinn gegenüber als deutlich überlegen.

Okens Feststellung lässt sich aber auch anders interpretieren: Die Hautfarbe der „Anderen" war und ist ein Blickfang von Voyeuren, seien es Forscher, Philosophinnen oder auch Missionare. Sie ist Schauplatz für Annäherungen wie für Differenzbekundungen, kurz: Sie ist ein ideologisches Konstrukt, das Hierarchien zwischen Menschengruppen, die Höherwertigkeit der „Weißen" und die Versklavung, ja den Tod „Schwarz" und „Farbig" gelesener Menschen begründet. Als Markierung und zentrale Kategorie für Grenzziehungen ist sie Ergebnis eines Abstraktionsprozesses – denn welcher Mensch ist tatsächlich „schwarz", „weiß", „braun" oder „gelb"? Deutlich lässt sich der Einfluss der christlichen Farbsymbolik erkennen, in der „Weiß" als Farbe des Göttlichen und der Unschuld kodiert ist, „Schwarz" hingegen als Farbe des Todes und der Sünde.

Beileibe nicht abstrakt sind jedoch die Auswirkungen der farblichen Abstraktionen. Das Ausmaß des physischen Leids, das mit den Farbcodierungen noch immer einhergeht, ist nicht vorzustellen. Auch in Bewusstsein und Frömmigkeit hinterlässt die Logik, die die Hautfarbe der „Anderen" als „unnormal" erklärt, zur Sünde deklariert und zur Projektionsfläche von Hass und Gewalt macht, Spuren.

Besonders ausdrucksstark hat Frantz Fanon die performative Gewalt des Hautfarben-Diskurses festgehalten. Der westliche „Weiße" Blick auf Menschen „Schwarzer" Hautfarbe hat eine qualvolle Wirkung, so der algerische Psychoanalytiker und antikoloniale Widerstandskämpfer: Unter dem aggressiven Blick des „Weißen" löst sich der „Schwarz" gelesene Mensch allmählich auf, er zerfällt in „unzählige Zersplitterungen" und „Scherben". Das Schlimmste ist laut Fanon jedoch die Internalisierung dieses Blicks: Der „Schwarz" gelesene Mensch betrachtet sich selbst immer mehr mit Ekel als Abjekt – als abzuspaltender und wegzuwerfender Teil der Gesellschaft. James Cone, Doyen der Black Theology Nordamerikas, spricht vom „Gift Weißer Überlegenheitsvorstellung", das „Schwarz" gelesene Menschen von innen heraus, in ihrem Selbstwert und in ihrer Spiritualität, vernichte, während sich der „Weiße" als überlegen fühle.

Unterschwelliger Rassismus

Ein Blick nach vorn: Die Black-Lives-Matter-Bewegung und der Mord an George Floyd haben der Diskussion um Diskriminierung und Unrechtsstrukturen entlang der „colorline" neues Leben eingehaucht, auch in Deutschland. Color Blindness ist keine Lösung, denn sie täuscht unter Gleichheitspostulierungen über existierende Ungleichbehandlungen hinweg und dient vor allem dem Interesse „Weißer" Menschen, sich vom Rassismus zu distanzieren. Die Strategien dieser Ablenkung rangieren zwischen Schweigen und „Nicht-über-Farbe-Sprechen" bis hin zum Interesse, die political correctness in Politik, Kirche oder Filmindustrie unter Beweis zu stellen. Dabei werden „Schwarz" oder „Colored" gelesene Menschen oftmals als Aushängeschilder von vermeintlicher Diversität funktionalisiert, wie etwa der Musiker Jamarl Billy kritisiert: „I love it when you don't use me to make your church seem more diverse."

Die Abgründe der Aufklärung zeigen, dass Hautfarbe und Rassismus in erster Linie ein „Problem" „Weißer" Menschen ist. Diese befassen sich jedoch selten und ungern mit ihrem „Weißsein", den „Weißen Privilegien" und ihrer „White Fragility", also dem oftmals widersprüchlichen Umgang mit ihrem vermeintlich unterschwelligen Rassismus. Bewegungen wie #Dear White Christians fordern demgegenüber vehement, dass sich „Weiße" auch und besonders im Raum von Theologie und Kirche von ihrer „Weißen" Unschuld verabschieden, farborientierte Denk- und Handlungsstrukturen selbstkritisch beleuchten und damit dem Plädoyer der Aufklärung folgen, die selbstverschuldete Unmündigkeit zu überwinden.

Die Kathedralen des Selbst

Warum die Tätowierung die älteste Form der sakralen Kunst ist

PAUL-HENRI CAMPBELL

Die Tätowierung bildet eine Ikonographie der eigenen Geschichtsschreibung, Haltung und Spiritualität. Nehmen wir sie ernst, fordert der Schriftsteller und katholische Theologe Paul-Henri Campbell.

Zwei Tage lang posteten einige Tätowierer:innen aus der Ukraine nach dem 24. Februar 2022 nichts auf ihren Instagram-Accounts. Keine neuen Stories, keine neuen Kacheln in den Feeds. Allgemeiner Schockzustand. Doch schon wenige Tage nachdem die russischen Panzer ihre Invasion begonnen hatten, rauschten überall Tätowierungen von Molotow-Cocktails in den ukrainischen Farben in meinen Newsfeed, rasch gefolgt von Kornähren in Blau-Gelb, die Umrisse des Landes als ein zerbrochener Spiegel und immer wieder Körper, unzählige Körper, auf denen die ukrainischen Landesfahnen frisch und wie wund rot umrandet eintätowiert waren. Bald danach bezeugte ich aus meiner bequemen Position in Wien, wofür ich mich zunehmend schämte, wie ukrainische Tattoo-Künstlerinnen und Künstler ad hoc, unaufgefordert, in Echtzeit und mit kunstvoller Dringlichkeit eine Ikonographie des Widerstandes erschufen.

Währenddessen rätselten die Politikerinnen und Politiker in Deutschland, ob sie der russischen Aggression mit einem Veggie-Day oder einem Tempolimit oder der Förderung von Wärmedämmungen entschieden entgegentreten sollten. Dann versenkten die ukrainischen Streitkräfte das russische Flaggschiff, die Moskva, und Instagram explodierte vor Tätowierungen mit dem Bildsujet „Russian Warship, Go Fuck Yourself | Русский военный корабль, иди нахуй“. Die Vorzeichnungen und Designs dieser Tätowierungen fand ich daraufhin schnell nicht nur auf Oberarmen oder Waden, sondern auch als Non-Fungible Token (NFT) am Markt, ein Vermögenswert in der digitalen Welt. Es war nicht das erste Mal, dass ich die international hochvernetzte Tattoo-Szene als einen zuverlässigen Seismographen der gegenwärtigen Gefühlsprägung erlebte. Schon in den ersten Wochen des Lockdowns im März 2020 spendeten unzählige Tattoo-Studios in Stuttgart, München, Wien oder Köln ihre Masken, Desinfektionsmittel und Gummihandschuhe an die lokalen Krankenhäuser. Und obwohl die Inhaber von Tattoo-Studios mit ihren körpernahen Dienstleistungen wohl am stärksten von den wirtschaftlichen Folgen der Pandemie betroffen waren, entwarfen Tattoo-Künstler berührende grafische Testamente der Covid-19-Pandemie. Im Gegensatz zu zahlreichen Schankwirten oder theologischen Kirchenmäusen murrten sie nicht, sondern schenkten den Körpern dieser Welt farbenfrohe Zeugnisse dessen, was passiert war.

Denn nirgends anders erlebt man mehr Respekt für den menschlichen Körper als in einem Tattoo-Studio. Nicht einmal Rubens hatte ein solch sensibles und lichtes Gespür für die Dramatik der menschlichen Haut, wie es Tattoo-Künstler

Fotos: Maxime Pillet

„Tätowierer wie Mikael de Poissy wissen auf ihre ganz diesseitige Art, dass der menschliche Körper, seine häutige Oberfläche, den Ort darstellt, wo das verhandelt wird, was ich bin, was mir wichtig, ja wesentlich ist.“

besitzen. Tätowierer:innen wissen auf ihre ganz diesseitige Art, dass der menschliche Körper, seine häutige Oberfläche, den Ort darstellt, wo das verhandelt wird, was ich bin, was mir wichtig, ja wesentlich ist. Die Tätowierung stiftet eine ikonische Beziehung zwischen dem Körper und Mitmenschen, zwischen Auge und Augenweide. Die Tätowierung bringt ein Verhältnis zur inneren Stimmung zur Darstellung, sie ist persönliche Erinnerungskultur, ist ein Aushängeschild meiner Sehnsucht, meiner Wünsche, meiner Abgründe.

Ähnlich dem Bildprogramm einer Kathedrale , wo in Form von Tapisserien, Fenstern, Skulpturen, Gemälden oder Fresken alle Figuren und Szenen an einem Ort versammelt sind, die für die Gemeinde der Kathedrale zentral sind, samt Heiligen (oder nicht so Heiligen)legenden oder biblischen Filmstills, so ist auch der tätowierte Körper nicht nur ein skulpturaler Comic, sondern in eminent spiritueller Weise eine Kathedrale des Selbst. Als ich vor einigen Jahren damit begonnen hatte, in Tattoo-Studios Workshops und Vorträge zunächst zur christlichen Ikonographie zu geben, wurde mir durch die Besucher dieser Veranstaltungen relativ schnell klar, dass ich es eigentlich bin, der zuhören müsste. Denn hier waren viele Menschen, die für sich wussten, welche Zeichen sie brauchten, um sich wohl zu fühlen.

Nirgends anders erlebt man mehr Respekt für den menschlichen Körper als in einem Tattoo-Studio.

Alle möglichen Bilder, Symbole, Ornamente, Sprachfetzen, die man sich vorstellen kann, waren ihnen Quellen der Inspiration. Es gab keine Tätowierung ohne Geschichte, kein Erlebnis, das nicht durch die Tätowierung zum Zeichen am Körper geworden war. All diese Menschen erkannten ein Zeichen für sich. All diese Menschen hatten die Zeichenmacht, die auch Mose hatte: Sie konnten dem, was ihnen wichtig war, was sie zeigen wollen, was ihnen gefiel, was sie verändert hatte, ein Zeichen geben. Hinter dem allerkleinsten rosa ausschraffierten Herzchen stand eine lange, voluminöse, herzzerreißende Story. Hinter der Tätowierung eines Pferdekopfs verbargen sich die Freuden einer ganzen Kindheit. Hinter einem tätowierten Pflaster lag der gesamte Dank für das Überleben einer schweren Krankheit. Hinter einem tätowierten Rosenkranz stand nicht eine blütenschwere Marienfrömmigkeit, sondern die liebevollste Erinnerung an eine verstorbene Großmutter, die man sich vorstellen kann.

Die intime Gegenwart des eigenen Körpers machte ihn zum privilegiertesten Ort der existenziellen Selbstverständigung. Gesamte Lebensepisoden, gesamte Lebensvorstellungen und -haltungen fanden in Form von Tätowierungen auf der Haut Platz. Dabei bildeten sie kein selbstgenügsames Zeichen, sondern kommunizierten sich auch an andere Menschen, warfen Fragen auf, boten den Anlass zum Austausch. An die alttestamentliche Anthropologie anknüpfend, könnte man bei diesem Vorgang der Offenbarung eine Brücke schlagen zur Vorstellung von dem, was die Bibel göttliche „kabod“ nennt, also die Gewichtigkeit, die Ehre, die Herrlichkeit Gottes oder, wie es Martin Buber ausdrückt: „die ausstrahlende und so Erscheinung werdende Wucht oder Mächtigkeit eines Wesens“. Aber nicht nur dies: Das heiligste Sakrament der Taufe nennt die dogmatische Tradition „character indelebilis“, das heißt, ein unauslöschliches Zeichen. Sicher, für Protestanten mag das alles ein bisschen befremdlich klingen. Ist die Tätowierung eine unvernünftige Frömmigkeitspraxis?

Es gibt keine Tätowierung ohne Geschichte.

Naja, eine schlichte Gegenfrage: Legt sich ein Fakir aufs Federbett? Es stellt sich schlicht wie folgt dar: Die Tätowierung ist die älteste Form der sakralen Kunst überhaupt. Auch im Christentum bildete diese ästhetische Frömmigkeitsbewegung unterschiedlich nuancierte Traditionen. Da ist beispielsweise in der Jerusalemer Altstadt der Tätowierer Wassim Razzouk, der mir erzählt, wie sein Großvater der erste Tätowierer im Heiligen Land gewesen sei. Mit einer Autobatterie betrieb er die erste elektrische Tätowier-Maschine, um die berühmten Jerusalemer Pilgertätowierungen auf die weit gewanderten Körper der Gläubigen zu bringen, die ja so brünstig nach Ewigkeit waren. Seit mindestens 700 Jahren verwenden die Stechmaler Jerusalems kleine Klötzchen aus Olivenholz, worauf einfach Motive wie bei einem Stempel vorgeschnitzt sind, um sie an der Haut vorzuzeichnen, damit sie anschließend mit der Nadel als Souvenir tätowiert werden können. Die subkutanen Erinnerungsmale, wovon auch Pilgerberichte des 15. und 16. Jahrhunderts aus ganz Europa unaufhörlich berichten, zeigen fast primitiv anmutende Motive, die sich schnell stechen lassen: den Himmelfahrtsheiland, den Gekreuzigten, den Heiligen Georg jeweils als Strichmännchen in einer Flammenmandorla oder das Jerusalemkreuz. Die Jerusalemer Pilgertätowierung entwickelte sich aus dem Umfeld der koptischen Christen, die – wie viele andere Christen in Diaspora-Situationen – vielfältige, aber mehr oder weniger diskrete Formen der Zugehörigkeit entwickelten: In Alexandrien oder Kairo tragen die Christen an der Handwurzel ein kleines Kreuzzeichen, aber auch bei ihren Marienwallfahrten im mittelägyptischen Deir Durunka spielen Tätowierer eine wichtige Rolle: Während dort

Im Christentum wird wenig über die Tätowierung gesprochen.

die Kopten, aber auch andere christliche Denominationen an die Rast der Heiligen Familie erinnern, befinden sich dutzende Tätowierer zwischen den Menschen und bieten einfache Tätowierungen mit christlichen Motiven an. Nachdem sich die Gläubigen etwa eine Taube oder eine Madonnendarstellung ausgesucht haben, rücken die Tätowierer auf dem Gehweg einen Plastikstuhl zurecht, und es geht los. Diese Tradition der christlichen Tätowierung nannte ich einmal die Memoria-Linie. Sie findet sich auch in Äthiopien und auf dem Balkan. Auch englische Könige, wie etwa George V., waren sich nicht zu schade dafür.

Taube und Madonna

Auch im italienischen Wallfahrtsort gab es bis in die 1920er-Jahre eine reiche Tradition der Pilgertätowierung, die motivisch an der Casa Santa orientiert war, das heißt, einfache Marienbildnisse, Maria mit den sieben Schwertern, aber auch piktogrammatisch anmutende Monstranzen oder Kelche oder andere Werkzeuge des Heils. Besonders die Franziskaner und Kapuziner tätowierten in Loreto, aber auch in anderen italienischen Kultstätten, da sie – inspiriert von der Stigmata-Theologie des Heiligen Franziskus – in der Tätowierung nicht nur ein Bild als Souvenir erkannten, sondern auch in der Verletzung der Haut mit Blut die Imitatio Christi. Dies bildet vielleicht eine weitere Praxis der Tätowierung in der christlichen Tradition: eine Stigma-Tradition. Ein weiteres Beispiel dieser stigmatistischen Verwendung der Tätowierung im Christentum findet man im Übrigen auch bei dem schwäbischen Dominikaner Heinrich Seuse (1295–1366), der sich die Initialen des Jesusnamen, also das Christusmonogram, übers Herz einritzte, wozu in seinem

Horologium notiert ist, das ich in hochdeutscher Übersetzung zitiere: „O Herr, ich bitte Dich, dass Du es nun vollbringst und Dich noch weiter in den Grund meines Herzens drückst und Deinen heiligen Namen also in mich zeichnest, dass Du nimmer scheidest aus meinem Herzen. So stach ich mich mit dem Griffel die Buchstaben IHS auf die Brust. Herr, die Minner dieser Welt zeichnen ihren Leib auf ihr Gewand. Ich aber, Du meine Minne, habe Dich in das frische Blut meines Herzenssaftes geschrieben." Berichtet wird diese Art der Tätowierung auch von einer anderen rheinischen Stigmatistin, die selige Begine Christina von Stommeln (1242–1312): In Briefen von Zeitgenossen finden sich Beschreibungen von ihren Malzeichen: „[…] mit drei Kreuzen in wunderbarer Farbe, Anordnung und Beschriftung gezeichnet […]. Zwei von ihnen zogen sich bis zur Brust hin, und das dritte befand sich an der linken Seite […]. Die zwei Kreuze, die sich auf der Brust befinden, sind kleiner. Das dritte aber, das an der Seite ist, erscheint größer und hinsichtlich der Inschrift erstaunlich. Rund um die zwei kleinen Kreuze steht in äußerst schönen Buchstaben geschrieben: JESUS CHRISTUS."

Ist es daher nicht seltsam, dass in einer Religion, in der Schädel und Gehörknöchelchen zu Reliquien von Märtyrern erklärt werden; dass in einer Religion, in der der Eifer der Flagellanten die bizarrsten Methoden der körperlichen Selbstkasteiung hervorgebracht hat; dass in einer Religion, in der ferner die Tonsur, die Beschneidung, die Salbung, das Besprengen und Übergießen mit Wasser, das Fasten, das Aschekreuz auf der Stirn den Körper auf dramatische Weise involvieren, in der sogar die Heilige Schrift Jahrhunderte hindurch vornehmlich auf der Haut von toten Tieren kopiert worden und keine sakrale Fläche frei von Fresken und Graffiti geblieben ist, dass in ebendieser Religion bisher so wenig oder nur zaghaft über die Tätowierung gesprochen worden ist? Müsste die Tätowierung nicht die erste und vornehmste Kunst des österlichen Menschen sein?

LITERATUR

Paul-Henri Campbell: innere organe. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2022, 80 Seiten, Euro 22,–.

Spiegel der Psyche

Gespräch mit dem Gießener Professor und Klinikdirektor Uwe Gieler über die Verbindung von Haut und Hirn

zeitzeichen: Herr Professor Gieler, wenn jemand ein dickes Fell hat, dann meinen wir jemanden, der viel einstecken kann. Andersherum heißt es, jemand sei dünnhäutig. Das meint, er sei sehr empfindlich. Wie kommt es, dass schon unsere Sprache auf eine enge Verbindung mit unserem größten Organ, der Haut, und unserer Psyche hinweist?

UWE GIELER: Die Volksweisheit hat seit dem Mittelalter gute Begriffe entwickelt. Wir kennen auch, wenn einem etwas auf den Magen schlägt oder an die Nieren geht. Aber bei der Haut gibt es wirklich viele Begriffe, da die Volksweisheit immer schon von den engen Zusammenhängen wusste zwischen dem, was sich auf der Haut zeigt und dem, was im Inneren vorgeht. Man spricht ja auch von der Haut als Spiegel der Seele. Wobei ich persönlich Spiegel der Psyche besser finde, denn die Seele ist etwas anderes. Darauf haben mich Theologen aufmerksam gemacht. Wenn jemand dünnhäutig ist, heißt das, er/sie ist sensibel, reagiert auf Umweltreize viel schneller als andere Menschen. In der Dermatologie sprechen wir von einer sensitiven Haut und meinen damit, dass vieles nicht gut vertragen wird.

Wie eng ist die Verbindung zwischen Haut, Hirn und Nerven denn nun wirklich?

UWE GIELER: Sehr eng. Wir haben heute völlig eindeutige Forschungsbefunde, die zeigen, dass das Gehirn und die Haut in einem direkten nervlichen Zusammenhang stehen. Zunächst einmal kommen das Gehirn und die Haut aus demselben Keimblatt, dem sogenannten Ektoderm. Wir Menschen entwickeln uns aus drei Keimblättern, die inneren Organe kommen zum Beispiel aus dem Mesoderm, das Ektoderm entwickelt das Gehirn und die Haut. In der Embryonalentwicklung zeigt sich schon diese enge Verbindung. Und konkret heißt das, dass die Reaktionen im Gehirn, zum Beispiel die Emotionen, die wir heute gut im Gehirn verorten können, über das Rückenmark mit den bis in die Haut gehenden Endnerven verbunden sind.

Dabei handelt es sich um neue Forschungsergebnisse?

UWE GIELER: Seit etwa zehn Jahren wissen wir, dass diese Endnerven in der Haut tatsächlich auch bis in die obersten Hautschichten gehen, in die sogenannte Lederhaut. Hautärzte sprechen von der Epidermis. Und dort sind sie sogar in Kontakt mit den vorhandenen Abwehrzellen, also den immunkompetenten Zellen. Dass sich diese berühren, kann man elektronenmikroskopisch nachweisen, sie schütten Nervenbotenstoffe aus, die über diese Nerven freigesetzt werden, sogenannte Neuropeptide. Diese wiederum greifen genau an der Stelle, an der die Haut reagiert, in das Entzündungsgeschehen ein. Deswegen kommt es eher selten vor, dass eine Hautreaktion beispielsweise durch Stress ausgelöst wird. Viel häufiger geschieht es, dass eine erblich bedingte Hauterkrankung durch solche psychischen Mechanismen verstärkt wird und diese den Krankheitsverlauf beeinflussen.

Das heißt, in erster Linie ist die genetische Disposition für eine Hauterkrankung verantwortlich?

UWE GIELER: Grundsätzlich ja. Bei allen chronisch entzündlichen Hauterkrankungen, wie der Schuppenflechte, der Neurodermitis, der Weißfleckenkrankheit (Vitiligo) oder der Rosacea, liegt eine erbliche Belastung vor. Wir wissen auf der anderen Seite aber aus der sogenannten Life-Event-Forschung, also der über Lebensereignisse, die Krankheiten bedingen oder Auswirkungen auf Krankheiten haben, dass zum

Foto: dpa

Beispiel der kreisrunde Haarausfall tatsächlich zu Hautreaktionen führt, wenn diese Bereitschaft vorhanden ist. Das heißt, es geht immer um ein Wechselspiel aus einer genetischen Bereitschaft und aus Umweltfaktoren, zu denen die psychischen Belastungen gehören.

Mit den negativen Folgen dieser engen Verbindung zwischen Haut, Hirn und Nerven beschäftigen Sie sich in der Psychodermatologie. Sie sind zugleich Facharzt für Dermatologie und für Psychosomatik und Psychotherapie, in beiden Fächern habilitiert. Was hat Sie gereizt, beide Fächer miteinander zu kombinieren?

UWE GIELER: Die Patienten. Zunächst bin ich Hautarzt geworden, sehr naturwissenschaftlich ausgerichtet. Doch mir wurde schnell klar, dass zum Beispiel an Neurodermitis erkrankte Menschen immer ähnliche Geschichten erzählten. Sie berichteten von Stressbelastungen, Schwierigkeiten am Arbeitsplatz, von Partnerproblemen und von auftretenden Schüben. Deshalb habe ich eine Ausbildung für Psychosomatik angeschlossen. Und es gab herausragende Erlebnisse. So erzählte mir eine Patientin ihre Lebensgeschichte mit einer Belastungssituation, in dem Fall einer Auseinandersetzung mit ihrem Partner. Plötzlich entwickelte sie vor meinen Augen ein sogenanntes

Der größte Feind der Haut: die Sonne.

Quincke-Ödem. Das Gesicht schwoll an, wie bei der Allergie gegen Haselnüsse oder Aspirin, was in diesem Fall definitiv ausgeschlossen war. Das sind Einzelerlebnisse, die sehr selten sind, aber die zeigen, dass dieser Mechanismus, den ich eben dargestellt habe, recht gut funktioniert. Das Forschungsgebiet nennt man Psychodermatologie, die Forschungsrichtung Psychoimmunologie.

Warum ist es für alle Menschen, aber auch für Ihre Patienten so wichtig, „die Sprache der Haut", wie Sie es in dem von Ihnen herausgegebenen Buch „Die Haut und die Sprache der Seele" nennen, zu verstehen?

UWE GIELER: Das ist wie eine Fremdsprache. Wenn Sie mongolisch lernen wollen, sind die Laute und die Grammatik völlig anders. Sie müssen lernen, die Sprache oder das, was ausgedrückt wird, zu verstehen. Das kann einfach sein, wenn jemand beispielsweise ein Handekzem hat, und man überlegen kann, warum dieser Mensch nichts anfassen will. Das trifft gelegentlich zu, aber auch nicht auf jedes Handekzem. Andererseits gibt es sehr klare Reaktionen, wenn jemand zum Beispiel die Neigung hat, seine Haut aufzukratzen, sich die Haare auszuziehen oder die Fingernägel zu kauen, spricht es immer für eine psychische Anspannung. In diesem Fall versteht man relativ leicht die Sprache der Haut. Hauterkrankungen haben sogenannte Prädilektionsstellen, das heißt, sie treten immer an bestimmten Stellen des Körpers zutage. Die Neurodermitis beispielsweise in den Ellbeugen, die Schuppenflechte an den Ellbogen. Wenn eine solche Erkrankung plötzlich im Genital auftaucht, hat das in der Regel eine psychische Bedeutung, die man erfassen kann. Zum Beispiel Schamgefühle, weil man fremdgegangen ist.

Inwieweit prägt unsere Haut das Selbstwertgefühl? Wir sprechen ja davon, dass jemand, der sich in seiner Haut wohlfühlt, das auch auf andere ausstrahlt.

UWE GIELER: Das hat ganz klar eine enge Verbindung. Malen Sie sich einen roten Punkt auf die Wange und gehen auf die Straße. Sie werden schnell merken, wie viele Leute Sie anstarren. Und Sie werden sich nicht wohlfühlen, weil Sie sich, wie wir Fachleute sagen, stigmatisiert fühlen. Über diese Stigmatisierung schlägt sich das sofort auf das Selbstwertgefühl nieder. Deswegen versuchen wir derzeit im Berufsverband der Hautärzte Deutschlands Kampagnen durchzuführen, um auf diese Stigmatisierung hinzuweisen. Und auch um zu verhindern, dass Menschen zum Beispiel der Zutritt ins Schwimmbad verwehrt wird, weil sie eine Hauterkrankung haben. Auch wenn diese nicht ansteckend ist, passiert das regelmäßig bei Schuppenflechte. In der Psychodermatologie kennen wir auch die sogenannte antizipierende Stigmatisierung, das heißt, jemand geht von einer Stigmatisierung aus und vermeidet schon deshalb die Situation. Ein anderes Beispiel sind angeborene Hautveränderungen wie ein sogenanntes Feuermal. Das wird interessanterweise in aller Regel in die eigene Persönlichkeit und das Selbstwertgefühl gut eingebaut, weil wir ja in den ersten beiden Lebensjahren unseren Selbstwert entwickeln. Hat jemand aber einen Verkehrsunfall oder eine Akne in der Pubertät entwickelt, wo das Persönlichkeitsbild zwar schon vorhanden, aber etwas wackelig ist, kann das sehr deutliche Auswirkungen haben.

Jeder kann mit Schuppenflechte ins Schwimmbad oder zum Friseur gehen, da sie nicht ansteckend ist.

Akne, Altersflechten oder Feuermale bereiten meist keine, andere Hautveränderungen wie Neurodermitis oder Schuppenflechte große Beschwerden. Beides wirkt jedoch nach außen, das eine wie das andere. Warum reagiert die Umwelt so abwertend?

UWE GIELER: Weil es als unhygienisch und damit möglicherweise infektionsgefährdend angesehen wird. Das ist eine biologische Eigenschaft, die sich über Jahrtausende transferiert hat. Jeder kann zum Beispiel mit Schuppenflechte ins Schwimmbad oder zum Friseur gehen, da sie nicht ansteckend ist. Aber in Indien leben Menschen mit Schuppenflechte immer noch in Leprosorien. Das war auch im Mittelalter in Deutschland so. Von daher gibt es noch immer diese sehr biologisch determinierte Wahrnehmung, wie Evolutionsbiologen berichten. Dass Ansteckungen ganz anders laufen, wissen wir spätestens seit

der Corona-Pandemie. Mit wissenschaftlicher Information kann man aufklären und Veränderungen herbeiführen.

Sie haben die Schuppenflechte und die Neurodermitis angesprochen. Haben in den vierzig Jahren Ihrer Beschäftigung mit der Dermatologie Hauterkrankungen zugenommen?

UWE GIELER: Sie sind sicherlich mehr ins Bewusstsein getreten. Und natürlich gibt es Verschiebungen innerhalb der Krankheiten. Die Anzahl der an Neurodermitis Erkrankten ist beispielsweise angestiegen, was offensichtlich mit Umweltfaktoren zu tun hat. Die immunologische Reaktionsbereitschaft zu einer Entzündung hat durchaus zugenommen. Studienergebnisse belegen, dass beispielsweise die Neurodermitis in Städten vermehrter auftritt als auf dem Land. Und es herrscht ein Nord-Süd-Gefälle, also in Skandinavien öfters als in Italien oder Griechenland. Verantwortlich dafür sind sehr deutliche Umwelteinflüsse, aus psychodermatologischer Sicht Stressbelastungen. Von daher hat die Neurodermitis zugenommen, während die Schuppenflechte ebenso wie die Akne gleich geblieben sind in den Prävalenzzahlen der epidemologischen Studien. Auch die Rosacea, die Gesichtsröte, gab es in dieser Form schon immer. Aber die Tatsache, dass wir heute sehr viel Wert auf Schönheit, auf Attraktivität und Fitness legen, hat dazu geführt, dass der Leidensdruck angestiegen ist. Erkrankungen, die rein psychologisch sind, wie zum Beispiel die Entstellungsangst, die sogenannte körperdysmorphe Störung, haben definitiv zugenommen.

Welches sind derzeit die häufigsten Krankheitsbilder der Haut?

UWE GIELER: Die Schuppenflechte, die Neurodermitis und die Akne. Sie betreffen jeweils etwa drei Millionen Menschen in Deutschland, also insgesamt zehn Millionen Menschen. Man geht heute davon aus, dass ein/e Allgemeinarzt/-ärztin heutzutage bei jedem fünften oder sechsten Patienten eine Hauterkrankung zumindest mitbehandelt. Dabei muss sich der Hinweis auf sogenannten Neurodermitis-Schulungen noch stärker verbreiten.

Foto: Rolf K. Wegst

Uwe Gieler (geboren 1953) ist Klinikdirektor der Vitos Klinik für Psychosomatik in Gießen und hat eine Psychodermatologie-Sprechstunde in der Universitäts-Hautklinik Gießen. Nach seiner Ausbildung zum Facharzt für Dermatologie sowie Psychosomatische Medizin und Psychotherapie arbeitete der in beiden Fächern habilitierte Mediziner unter anderem als kommissarischer Leiter der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie des Universitätsklinikums Gießen und Marburg und fünf Jahre als kommissarischer Leiter der Universitäts-Hautklinik Gießen. Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Psychodermatologie. Uwe Gieler hat verschiedene Bücher publiziert, unter anderem ist er Herausgeber der Bücher „Die Haut und die Sprache der Seele“ (Verlag Fischer & Gann) und „Die Haut als psychische Hülle“ (Psychosozial-Verlag).

Denn je besser die Patienten über ihre Erkrankung informiert sind, desto erfolgversprechender ist die Behandlung.

Bislang haben wir über das Innere gesprochen. Wer ist der schlimmste Feind unserer Haut von außen?

UWE GIELER: Die schlimmsten Feinde der Haut sind Sonne und Nikotin. Und dann kommt lange nichts, es folgen chemische Irritationen, einschließlich Nickel oder Metalle, und vielleicht irritative Stoffe wie Seife beispielsweise.

Auch in diesem Sommer setzen viele Menschen ihre Haut an der See oder im Gebirge der Sonne aus. Wie kommt es zu dieser Bräunungsleidenschaft, obwohl die meisten Menschen wissen, dass sie schädlich ist?

UWE GIELER: Das Massenphänomen des Bräunens herrschte im Wesentlichen in den 1950er- und 1960er-Jahren vor, weswegen wir derzeit eine massive Zunahme von Hautkrebs feststellen müssen. Die Menschen haben sich in dieser Zeit an der Adria und an der Costa del Sol gebräunt, haben Stunden in der Sonne verbracht, sind jetzt 80 oder 90 Jahre alt und entwickeln Hautkrebs. Wir erleben derzeit einen gewissen Gipfel. Natürlich verbringen die Leute heutzutage noch immer zu viel Zeit in der Sonne. Trotz der von den Hautärzten gestarteten Präventionskampagnen. Auch der Besuch von Solarien hat dazu geführt, dass der Hautkrebs in allen Varianten zunimmt. Die berühmte Diskussion um das Vitamin D ist aus meiner Sicht nicht sehr relevant, weil eine Sonneneinwirkung, selbst mit Wolken, von etwa zehn bis 15 Minuten pro Tag ausreicht, um genügend Vitamin D zu produzieren. Ich hoffe, dass es in zwanzig oder dreißig Jahren von heute ausgesehen weniger Hautkrebsfälle geben wird.

Sie sprachen das Bemühen um Schönheit und Fitness in unserer Gesellschaft an. Gibt es denn steigende Zahlen von Schönheitsoperationen?

UWE GIELER: Die Zunahme der Schönheitsoperationen ist ein Fakt, und zwar um 15 bis zwanzig Prozent. Übrigens während der Corona-Pandemie noch einmal mehr. Denn Nasen- und Gesichtsoperationen lassen sich unter der Maske leichter verbergen. Insgesamt liegt Deutschland an fünfter oder sechster Stelle mit den weltweiten Schönheitsoperationen, führend ist Brasilien vor den USA.
Auch die Anzahl der Fachärzte für plastische Chirurgie und für kosmetische Dermatologie hat zahlenmäßig zugenommen. Ich sehe das als Psychodermatologe immer sehr kritisch, weil zwei Phänomene zusammenkommen. Die subjektive Einstellung, dass derjenige etwas an seinem Äußeren verändern

möchte, weil er meint, zum Beispiel bei einem Bewerbungsgespräch nicht gut anzukommen. Auf der anderen Seite gibt es jemanden, der diese Operationen durchführt und ein ökonomisches Interesse daran hat. Es handelt sich ja in aller Regel nicht um Kassenleistungen, so dass diese Operationen privat finanziert werden. Regelungen über die Notwendigkeit des Eingriffes gibt es keine. Ich hingegen muss als Psychotherapeut bei der Krankenkasse einen Antrag stellen, damit ich eine Therapie durchführen kann, ein sachverständiger Gutachter urteilt darüber. Im Bereich der Schönheitsoperationen kommt es zu einer Win-win-Situation, der eine möchte unbedingt, der andere verdient daran.

Würden Sie sich für eine Regelung aussprechen? Zum Beispiel, dass ein zweiter Arzt den Patienten begutachtet?

UWE GIELER: Ja. Es gibt sehr viele Ärzte, die Operationen sehr vernünftig und überlegt durchführen und einige Menschen auch nicht operieren. Aus ethischen Gründen oder zum Beispiel, wenn sie wissen, dass eine psychische Belastung vorliegt, wie die sogenannte körperdysmorphe Störung. In der plastischen Chirurgie und der kosmetischen Dermatologie sind ungefähr zehn Prozent der Patienten betroffen. Bei diesen Patienten muss man davon ausgehen, dass die Eingriffe nicht zu einer Besserung führen. Umgekehrt heißt es, bei neunzig Prozent sind sie in der Regel in Ordnung.

Phänomene wie Fingernägelknibbeln oder Hautpulen kennt wahrscheinlich jeder Mensch. Wie oft kommt es in Ihrer Praxis vor, dass Menschen sich selbst verletzen und warum tun sie das?

UWE GIELER: Als Chefarzt einer psychosomatischen Klinik mit dem Schwerpunkt Haut ist die Hälfte meiner stationären Patienten wegen Hautproblemen in Behandlung, das heißt, ich begegne diesem Krankheitsbild sehr häufig. In einer Repräsentativerhebung haben wir jedoch herausgefunden, dass das Phänomen des Knibbelns der Haut grundsätzlich auch in zehn bis elf Prozent der Bevölkerung anzutreffen ist. Nicht schwerwiegend, also nicht behandlungsbedürftig. Allerdings zeigt diese Erhebung auch, dass bei 1,7 Prozent der Bevölkerung das Ausmaß dieses Phänomens, wir nennen es skin picking, behandlungsbedürftig ist, also einer Zwangshandlung entpricht.

Wie behandeln Sie dieses skin picking?

UWE GIELER: Wie eine Zwangserkrankung, weil gutes Zureden nicht hilft. Es gehört entweder ein Selbsthilfeprogramm dazu, wenn massive psychische Belastungen des Lebens vorliegen, eine Psychotherapie oder die stationäre Behandlung. Und zwar immer dann, wenn man merkt, dass es nicht selber beherrschbar ist. Eine kleinere Gruppe, also etwa ein Fünftel der Befragten, folgte eher einer sogenannten impulsiven Handlung. Das heißt, skin picking findet in sehr angespannten Situationen statt. Dem liegen verschiedene Ursachen zugrunde, wie zum Beispiel eine Borderline-Störung, ein Trauma oder eine hohe Anspannungssituation. Dazu gehören das Nasebohren, die Trichotillomanie, also das Haare ausreißen, das Fingernägel und in den Wangen kauen.

Menschen, die sich selbst verletzen, setzen das quasi wie ein Medikament ein.

Wenn ich das richtig verstanden habe, gibt es also verschiedene Typen von Betroffenen. Die einen leiden unter einer chronischen Hauterkrankung und sind dadurch psychisch belastet und die anderen haben eine psychische Erkrankung, die zu Hautproblemen führt.

UWE GIELER: Ganz genau. Damit ist die Einteilung sehr klar klassifiziert. Das heißt, wir gehen heute von drei Faktoren aus. Es besteht eine chronische Hauterkrankung, die sich durch Stresseinflüsse verschlechtert oder länger besteht. Das gilt zum Beispiel auch für Wunden. Wenn ich eine Wunde habe und gleichzeitig eine massive Stresssituation, heilt die Wunde schlechter. Auch das ist gut bewiesen. Als Zweites haben wir eine Erkrankung, bei der die psychische Problematik im Vordergrund steht und die Haut nur das Austragungsorgan ist. Das heißt, der Patient könnte genauso gut Kopfschmerzen entwickeln. Aber die Haut ist ein leicht zugängliches Organ. Gerade Menschen, die sich selbst verletzen, setzen das quasi wie ein Medikament ein. Sie können sich durch Selbstverletzung aus dieser Spannungssituation herauskatapultieren. In die dritte Kategorie Patienten fallen diejenigen, bei denen die Probleme nebeneinander liegen. Das heißt, sie haben zum Beispiel eine Depression und eine Hauterkrankung, die nichts miteinander zu tun haben. Das gibt es auch.

Wenn jemand sehr unter seinem Hautproblem leidet, was raten Sie dem?

UWE GIELER: Zunächst einmal muss der Patient sich fragen, ob er mit dem Problem alleine fertig werden kann, indem er sich Vorgänge kognitiv klar macht. Die zweite Stufe stellt die Frage nach vertrauten Personen, mit denen man sich austauschen kann und so Erleichterung findet. Und die nächste Stufe wäre das Erlernen von Entspannungsverfahren, Meditation, Achtsamkeit oder eben auch der Besuch von Selbsthilfegruppen. Im nächsten Schritt muss in einem Gespräch mit der Hautärztin, dem Hautarzt die Möglichkeit einer ambulanten Psychotherapie oder einer stationären bzw. teilstationären Reha ausgelotet werden.

Was wünschen Sie sich in der Therapie von Hauterkrankungen für die kommenden Jahre?

UWE GIELER: Wir müssen in der Forschung genauer herausfinden, wie wir positive Einflüsse auch dann umsetzen können, wenn sich Stressbelastung auf der Haut zeigt. Wie wir Resilienz, Selbstwertgefühl, Selbstakzeptanz fördern können. Da fehlt die Forschung. Als Zweites wünsche ich mir, dass die Hautärzte mehr Zeit für die Patienten haben, um die Wahrnehmung für diese zu schärfen, und dieses entsprechend bezahlt wird. Heute haben Hautärzte durchschnittlich vier bis fünf Minuten pro Patient, sonst trägt sich eine Praxis ökonomisch nicht.

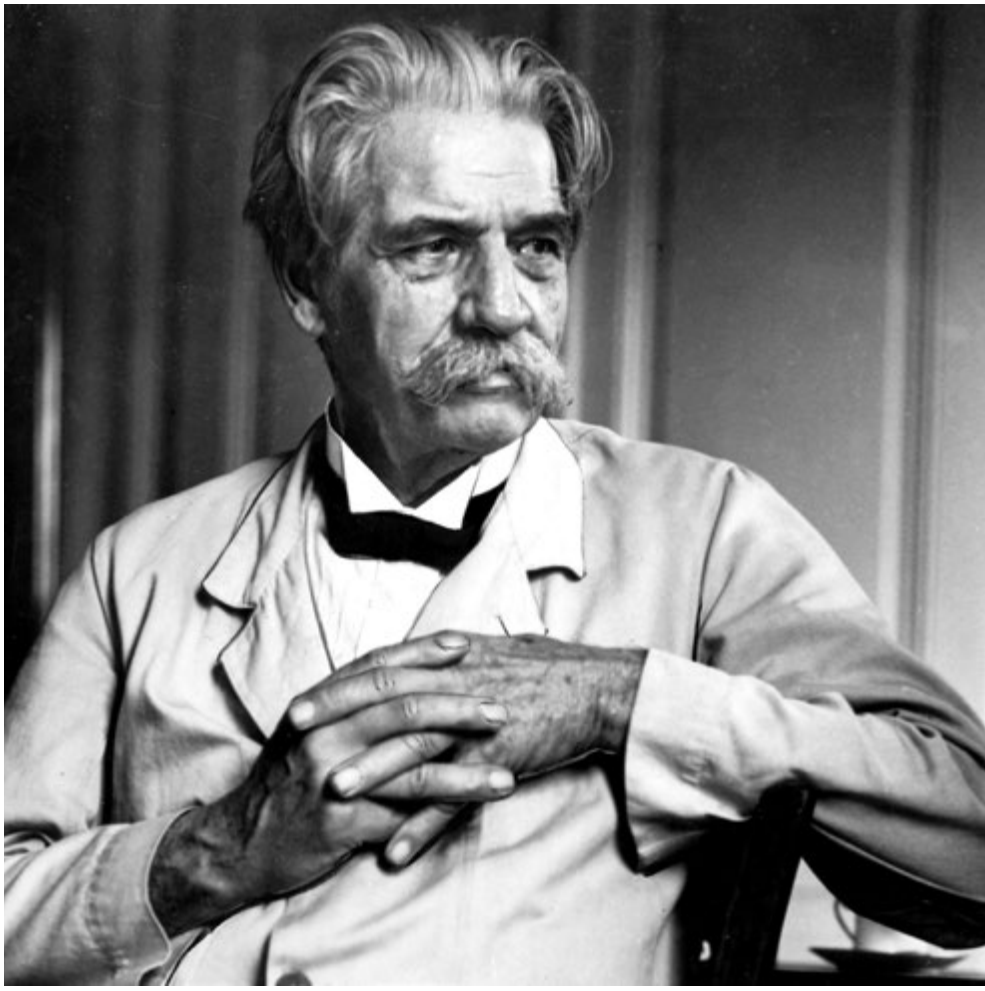
Das Gespräch führte Kathrin Jütte am 7. Juni per Videokonferenz.

Auf Schweitzers Spuren

Zur Erinnerung an Ulrich Neuenschwander, der vor einhundert Jahren geboren wurde

WOLFGANG PFÜLLER

In diesem Jahr jährt sich der Geburtstag des Schweizer Liberalen Theologen Ulrich Neuenschwander zum hundertsten Mal. Leider verstarb er bereits 1977 erst 54-jährig. Der Theologe Wolfgang Pfüller, der dem Vorstand des Bundes für Freies Christentum angehört, erinnert an Neuenschwander und sein Werk, das für ihn nichts von seiner Aktualität verloren hat.



Auch er prägte Neuenschwanders Denken: Albert Schweitzer (1875–1965) um 1953.

Vor gut einhundert Jahren, am 4. Juli 1922, wurde im Kanton Bern ein Theologe geboren, der für die Wiederentdeckung der Liberalen Theologie nach dem Zweiten Weltkrieg eine sehr wichtige Rolle gespielt hat: Ulrich Neuenschwander. Von 1941 bis 1946 studierte er in Bern und Zürich evangelische Theologie. Dabei wurde es für Neuenschwanders weitere Entwicklung besonders wichtig, dass er in Bern Schüler des reformierten Theologen Martin Werner (1887–1964) wurde, dessen Denken wiederum maßgeblich von Albert Schweitzer (1875–1965) geprägt war. Unter dem Einfluss dieser prägenden Gestalten entwickelte sich Neuenschwanders Neue Liberale Theologie in der Nähe zu, aber auch in kritischer Auseinandersetzung mit Fritz Buri (1907–1995), einem weiteren profilierten Schüler Werners.

In seiner bei Werner verfassten Dissertation *Protestantische Dogmatik der Gegenwart und das Problem der biblischen Mythologie,* mit der er 1948 promoviert wurde, plädiert Neuenschwander für die konsequente Fortsetzung der vor allem von Rudolf Bultmann (1884–1976) propagierten „Entmythologisierung" des Neuen Testaments, und zwar besonders auf dem Gebiet der Christologie. Das besagt dann im Anschluss an Schweitzers „konsequente Eschatologie", dass die Entmythologisierung in eine klare Absage an das „mythologische eschatologische Dogma" münden muss. In dieser Hinsicht ist auch und nicht zuletzt die historische Gestalt Jesu kritisch zu betrachten.

Neuenschwander wollte die „Entmythologisierung" Jesu konsequent fortsetzen.

Von 1949 bis 1965 war Neuenschwander im Kanton Bern als Pfarrer tätig. Gleichwohl verfasste und veröffentlichte er in dieser Zeit zwei seiner wichtigsten systematisch-theologischen Schriften: *Die neue liberale Theologie. Eine Standortbestimmung* (Bern 1953) sowie *Glaube. Eine Besinnung über Wesen und Begriff des Glaubens* (Bern 1957). Bereits 1962 wurde Neuenschwander zum außerordentlichen Professor an die Evangelisch-Theologische Fakultät in Bern berufen; 1967 übernahm er den Lehrstuhl seines verstorbenen Lehrers Martin Werner (1887–1964). Bemerkenswert sind die Lehrfächer, die er dort vertrat, nämlich Systematische Theologie, Religionsgeschichte, Geschichte der Philosophie und Geschichte der neueren protestantischen Theologie. Den beiden letztgenannten Fächern verdanken sich wohl Neuenschwanders bekannteste und zugleich populärste Werke, zumal sie als (Gütersloher) Taschenbücher erschienen sind: *Denker des Glaubens* (2 Bände, 1974) sowie *Gott im neuzeitlichen Denken* (2 Bände, 1977).

Große Verdienste hat sich Neuenschwander nicht zuletzt mit der von ihm initiierten und zum Teil realisierten Herausgabe der Werke aus dem Nachlass von Albert Schweitzer erworben. Dass er kurz vor dem Antritt des Rektorenamtes der Universität Bern im Alter von nicht einmal 55 Jahren am 26. Juni 1977 plötzlich infolge eines akuten Herzleidens verstarb, bedeutete nicht nur für seine Frau und seine Tochter, sondern auch für die Universität Bern und für die liberale Theologie einen ebenso schmerzlichen wie gravierenden Verlust.

Neuenschwander entwickelt sein Programm einer „neuen liberalen Theologie" in Anknüpfung und Widerspruch zur „alten" liberalen Theologie des 19. sowie beginnenden 20. Jahrhunderts. Dabei weiß er natürlich, dass die „alte" liberale Theologie keine homogene Größe war, sieht sie aber durch eine gemeinsame Grundhaltung gekennzeichnet, an die er nahtlos anknüpfen zu können meint. Ich kann hier nur drei ausgewählte Punkte kurz erläutern. Dabei handelt es sich erstens um die Bejahung des wissenschaftlichen Denkens allgemein sowie besonders der historisch-kritischen Erforschung der Bibel, zweitens um die Kritik am altkirchlichen Dogma und drittens um die Autonomie des Erkennens.

Kritisches Denken gefordert

Die Bejahung des wissenschaftlichen Denkens drückt sich für Neuenschwander zunächst darin aus, dass Glaubensaussagen bewährten wissenschaftlichen Ergebnissen beziehungsweise Erkenntnissen nicht widersprechen dürfen. Freilich geht es dabei nicht um voraussetzungslose, sondern um vorurteilslose Wissenschaft, die ihre Voraussetzungen und Ergebnisse ständig kritisch überprüft. Diese Art kritischen Denkens steht im Gegensatz zur „dogmatischen Methode", „die von festen Lehrsätzen ausgeht". Theologisches Denken muss demgegenüber kritisches Denken sein, das wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht ausweicht. Neuenschwander markiert das an folgendem einschneidendem Beispiel: „Sogar wenn die Geschichtsforschung feststellen sollte, dass Jesus überhaupt nicht gelebt hätte, dann müsste man das zugeben und nicht um des religiösen Verlustes willen die Tatsache leugnen." So ist auch die weitere historisch-kritische Erforschung der Bibel rückhaltlos zu bejahen, auch wenn schärfer als im „alten" Liberalismus gesehen werden muss, „dass mit der bloß geschichtlichen Analyse die Frage nach dem eigentlichen Verstehen noch nicht ganz gelöst ist." Gleichwohl muss das historische Verstehen Grundlage des Verstehens überhaupt sein, sofern dieses nicht willkürlich sein will.

Diverse Unvereinbarkeiten

Die Kritik des alten Liberalismus am altkirchlichen Dogma ist fundamental. Sie betrifft sowohl die Trinitäts- wie die Zweinaturenlehre, die Lehre vom stellvertretenden Sühnopfer Jesu Christi und die Lehre vom Sündenfall sowie der Erbsünde. Fundamental ist diese Kritik, weil sie diese Lehren nicht nur in einzelnen Aspekten, sondern in ihren Grundanliegen als unhaltbar beurteilt. Dabei beruht sie ihrerseits erstens auf der Erkenntnis von der Unvereinbarkeit des Dogmas „mit dem neutestamentlichen Christentum" (Trinitäts- und Zweinaturenlehre), zweitens auf der Unvereinbarkeit mit dem „christlichen Prinzip" der bedingungslosen göttlichen Gnade beziehungsweise vergebenden Liebe (Lehre vom stellvertretenden Sühnopfer Jesu Christi) und drittens auf der Unvereinbarkeit mit „geschichtswissenschaftlichen Argumenten" (Lehre vom Sündenfall sowie der Erbsünde).

Autonomie des Erkennens bedeutet im Gegensatz zur autoritativen Heteronomie, dass die Wahrheit einer Behauptung nur aufgrund eigener Einsicht in diese Wahrheit anerkannt wird. Nicht also weil eine Autorität den Inhalt einer Aussage als wahr anzunehmen gebietet, sondern weil ich diese Aussage als wahr einsehe, folge ich ihr. Das besagt unter anderem, dass sich der Heteronome im Konfliktfall auf die Autorität verlassen wird, der Autonome hingegen auf sein Gewissen. Dieser „nimmt dabei das Wagnis des Irrens auf sich. Er will lieber *mit* seinem Gewissen irren, als *gegen* sein Gewissen recht haben." Im Zusammenhang mit diesem „Wagnis der Autonomie" verweist Neuenschwander zum einen auf Luther in Worms, zum anderen

Neuenschwander warnte vor Optimismus im Blick auf die Welt und den Menschen.

auf die Aufklärung, die dieses „grundprotestantische Prinzip" konsequent durchführte, nachdem es in der Reformationszeit noch nicht durchgängig verwirklicht war.

Neuenschwanders Widerspruch gegen die „alte" liberale Theologie lässt sich auf zwei Begriffe bringen: Abgründigkeit und *docta ignorantia*. Kurz gesagt: Neuenschwander hält den Optimismus des alten Liberalismus sowohl im Blick auf die Welt und die Geschichte wie auch im Blick auf den Menschen und seine

Foto: dpa

Vor einhundert Jahren geboren: der Schweizer Theologe Ulrich Neuenschwander (1922 – 1977)

Foto: privat

Erkenntnismöglichkeiten für gescheitert und mithin überholt. Was Welt und Geschichte betrifft, so vermag der neue dem alten Liberalismus darin nicht mehr zu folgen, dass er die Fragmente der wunderbaren Zweckmäßigkeit *in* der Natur zur Zweckmäßigkeit *der* Natur qua Schöpfung überhaupt erweitert. Wie im Blick auf die Natur, so ist auch im Blick auf die Geschichte unser Wissen Stückwerk, „ein Fragment aufblitzender Sinneinheiten in einem Meer von Rätseln". Daher lässt sich der Sinn menschlichen Lebens nicht aus dem Sinn der Geschichte begründen. „Wir wissen nicht, was für einen Sinn es für die Gesamtheit des Kosmos und der Geschichte hat, wenn wir Christus nachfolgen." Freilich leuchtet mitten „im abgrundtiefen Rätsel der zerspaltenen Welt" der Sinn unseres Lebens auf: „in der Nachfolge Jesu die Liebe zu verwirklichen."

„In der Nachfolge Jesu die Liebe verwirklichen."

Was des Weiteren den Menschen und seine Möglichkeiten betrifft, so erweist er sich grundsätzlich als zwiespältig, das heißt, er steht ethisch betrachtet zwischen Gut und Böse und religiös betrachtet zwischen Glaube und Sünde. Dabei kann der Mensch sich aus diesem Zwiespalt nicht selbst erlösen, da er sich ja selbst innerhalb des Zwiespalts befindet. Was aber heißt Erlösung hier und jetzt, wenn doch die Erlösung in der Fülle des Reiches Gottes bestenfalls in unabsehbarer Zukunft geschieht? Nun, Erlösung kann nicht länger gesellschaftlich oder gar kosmisch gedacht, sondern muss auf die individuelle Dimension reduziert werden, und auch hier reicht sie „nicht weiter als der potentielle Umfang der Freiheit. Aus einem Geschöpf, das von der Zwiespältigkeit der Welt, die sich aktiv im Kampf ums Dasein verwirklicht, gezeichnet ist, wird ein Geschöpf, das durch die Agape des Gottesreiches bestimmt ist."

Wie das Verständnis von Natur und Geschichte sowie des Menschen, so wird für Neuenschwander schließlich auch das Gottesverständnis zutiefst abgründig. Traditionell gesprochen: Die Verborgenheit Gottes wächst. Und daran ändert auch die Rede von der Offenbarung Gottes nichts. Denn je „mehr uns Gott offenbar wird, umso mehr wird er gerade als Geheimnis offenbar." Freilich, die Rede von der in Christus offenbaren Liebe Gottes bleibt auch für die neue liberale Theologie gültig. Doch im Gegensatz zur alten liberalen Theologie „sehen wir dieses Licht der Christusoffenbarung aus dem unergründlichen Dunkel eines unerforschlichen Abgrundes in Gott hervorleuchten." Neuenschwander nennt diese Sicht „fast dualistisch", hält sie jedoch gleichwohl im Blick auf den neuen Liberalismus für charakteristisch.

Nach wie vor aktuell

Ulrich Neuenschwanders programmatische Überlegungen zu einer neuen liberalen Theologie sind nach wie vor überaus aktuell, und zwar sowohl was die genannten Punkte seiner Anknüpfung an die wie die seines Widerspruchs gegen die „alte" liberale Theologie betrifft. Natürlich müsste manches kritisch diskutiert werden, was jedoch den Rahmen dieses Erinnerungsartikels sprengen würde.

Wie auch immer: Der Vorstoß Neuenschwanders aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist im besten Sinn liberal. Er ist undogmatisch im Sinne der Ungebundenheit an vorgegebene Dogmen und verfestigte Traditionen sowie ihrer rückhaltlosen Kritik. Er ist kritisch-rational nicht zuletzt im selbstkritischen Sinn, also im Sinn der Relativierung eigener Erkenntnisse sowie der Bejahung wissenschaftlicher Forschung und bewährter wissenschaftlicher Erkenntnisse. Er ist subjektiv im Sinne der Autonomie des Erkennens, des Beharrens auf eigener Einsicht und Überzeugung. Und er ist dialogisch im Sinne der Offenheit und Lernbereitschaft gegenüber anderen Positionen.

Was Neuenschwander dabei noch nicht oder zumindest unzureichend berücksichtigt, ist die eminente Bedeutung des interreligiösen Dialogs, der freilich seinerzeit noch nicht die Bedeutung hatte, die er mittlerweile gewonnen hat. Dass schließlich liberale Theologie im Besonderen sowie liberales Denken im Allgemeinen angesichts des wachsenden Fundamentalismus und Konservatismus auf der einen sowie des grassierendem Relativismus auf der anderen Seite gerade heutzutage eine überragende Bedeutung haben, kann man natürlich nicht nur, aber eben auch bei Ulrich Neuenschwander lernen, dessen 100. Geburtsjahr daher allemal der Erinnerung wert ist!

LITERATUR

Ulrich Neuenschwander: Die neue liberale Theologie. Eine Standortbestimmung, Bern 1953 (Nachdruck mit einem Geleitwort von Werner Zager: Kamen 2011)

Ders.: Zwischen Gott und dem Nichts. Beiträge zum christlichen Existenzverständnis in unserer Zeit, herausgegeben von Jörg Zürcher und anderen, Bern/Stuttgart 1981

Ders.: Christologie – verantwortet vor den Fragen der Moderne. Mit Beiträgen zu Person und Werk Albert Schweitzers, herausgegeben und eingeleitet von Werner Zager, Bern/Stuttgart/Wien 1997.

Auf dem Weg zu einer neuen liberalen Theologie. Ulrich Neuenschwander zum 100. Geburtstag, Forum Freies Christentum, Heft 59, 2022.

„Du fehlst“

Ein theologischer (Rück-)Blick auf Herbert Grönemeyers Album „Mensch“

KARL TETZLAFF

Vor 20 Jahren erschien Herbert Grönemeyers Album „Mensch“, auf dem der Künstler auch den Tod seiner Frau und den seines Bruders verarbeitet hat. Die Ballade „Der Weg“ gehört noch immer zu den meistgespielten Stücken auch auf christlichen Trauerfeiern. Karl Tetzlaff, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Systematische Theologie/Ethik in Halle an der Saale, beschreibt die religiösen Elemente in Grönemeyers Texten.

Ob er durch diese einschneidende Erfahrung „spiritueller geworden“ sei, wurde Herbert Grönemeyer im Rahmen eines Interviews gefragt, kurz nachdem seine Frau und sein Bruder innerhalb weniger Tage von ihm gegangen waren. „Ja“, antwortete er dem ebenfalls viel zu früh verstorbenen Roger Willemsen damals, Anfang 1999. Er wisse „aber nicht genau, was das heißt“. „Du entdeckst plötzlich“, erwiderte Willemsen, „dass es sich lohnen kann, mit Pfarrern zu reden.“ Diese Gespräche seien tatsächlich „beeindruckend“ für ihn gewesen, entgegnete Grönemeyer, der in einem protestantisch geprägten Elternhaus aufgewachsen war. Sie hätten ihm zu allererst klar werden lassen, „dass die Verschiedenheit der Menschen sich darin zeigt, wie jemand sein Leben in Beziehung zum Tod sieht.“

Vor genau 20 Jahren, im August 2002, erschien Herbert Grönemeyers Erfolgsalbum „Mensch“. Die darauf versammelten Lieder zeigen sich stark bestimmt durch die erwähnte Verlusterfahrung und durch den Versuch, sie, wie man so sagt, zu verarbeiten. Insbesondere der Tod von Grönemeyers langjähriger Lebensgefährtin und Ehefrau Anna im November 1998 scheint an vielen Stellen direkt thematisiert zu werden. Das Album dreht sich also durchaus darum, wie jemand, ausgelöst durch den Verlust einer geliebten Person, „sein Leben in Beziehung zum Tod sieht“ und es von daher neu anzugehen versucht. Allerdings hätte sich „Mensch“ wohl nie zu einem der meistverkauften Tonträger im deutschsprachigen Raum entwickelt, wenn Grönemeyers Sicht des Lebens nicht auch Belangvolles für das Leben anderer enthalten würde.

Die besondere Stärke der auf dem Album enthaltenen Liedtexte, so schreibt der Schriftsteller Michael Lentz äußerst treffend, liegt darin, dass sie „analog zu einem Gedicht […] mit literarischen Mitteln Autobiographisches […] in ein Allgemeines“ umsetzen. Grönemeyer hat also seine persönliche Geschichte von Verlust und Neuanfang derart poetisiert, dass die dabei entstandenen Songs auf ganz verschiedene Erfahrungskonstellationen passen, ohne deshalb ihren authentischen Klang zu verlieren. Sie vermitteln eine aus eigenem Erleben geschöpfte Lebensdeutung, die offensichtlich viele auf sich beziehen konnten und können. Der Mensch Grönemeyer – „er wärmt, wenn er erzählt“.

Ist Grönemeyers Deutung des Lebens im Angesicht des Todes auch durch seine Gespräche mit Pfarrern inspiriert worden? Das lässt sich kaum beantworten. Wer es zu hören vermag, kann „Mensch“ allerdings so manche religiöse oder wenigstens religionsaffine Note ablauschen. Sich darauf zwanzig Jahre nach Erscheinen des Albums zu besinnen, kann für gegenwärtige kirchlich-theologische Kommunikationsbemühungen nur gewinnbringend sein. Von Grönemeyer lässt sich ein Stück weit lernen, auf welche Weise heutige Menschen religiös ansprechbar sind. Einige ausgewählte Beispiele mögen dies illustrieren.

Grönemeyer zeigt, wie heutige Menschen religiös ansprechbar sind.

„Der Mensch heißt Mensch“, so ist im Titelsong des Albums zu hören, „weil er erinnert, weil er kämpft/Und weil er hofft und liebt/Weil er mitfühlt und vergibt/Und weil er lacht/Und weil er lebt/Du fehlst“. Auch das Verdrängen und Vergessen, das

Foto: dpa

Foto: dpa

Anna Henkel-Grönemeyer mit ihrem Mann Herbert im Jahr 1994. Ihr Tod ist Thema in „Der Weg“.

Schwärmen und Glauben, das Sich-Anlehnen und Vertrauen sowie das Irrenkönnen werden im weiteren Text als zutiefst menschliche Eigenheiten besungen. Am Ende aber heißt es immer wieder: „Du fehlst“. Diese Verlustanzeige durchkreuzt offensichtlich die Reihe jener allgemein gehaltenen Zuschreibungen. In ihr spricht sich etwas aus, das nicht verallgemeinerbar ist, sondern nur durch ein individuelles Ich ausgesagt werden kann.

„Dass alle Menschen sterblich sind, habe ich gewusst“, schreibt der Schriftsteller Franz Fühmann, „aber eben das ist ja nicht meine Erfahrung gewesen: Nicht ‚alle‘, sondern dieser eine bestimmte Mensch ist gestorben, und […] in mein Leben [ist] eine knirschende, grinsende Sinnlosigkeit“ getreten. Anders gesagt: Dass der Verlust geliebter Personen eben auch zum Menschsein dazugehört, ist eine unbezweifelbare Tatsache. Wer aber einen solchen Verlust erleidet, dem hilft dieses allgemeine Faktum nicht weiter – leidet er doch darunter, dass eine für ihn unersetzbare Person nicht mehr da ist und das Leben damit sinnlos zu werden droht. Grönemeyers „Du fehlst“ wahrt die Individualität des Leidens, indem es die unvergleichliche Einmaligkeit dessen festhält, der da fehlt. Der Verlust wird nicht wegharmonisiert oder in einen höheren Sinnzusammenhang aufgehoben, sondern als so einzigartig, wie er ist, zum Ausdruck gebracht. Davon kann eine Theologie lernen, die mitunter allzu rasch alles Negative in Gottes Güte überwunden sehen will.

„Das Nichts steckt in jedem Detail“, singt Grönemeyer solchen Deutungsversuchen fern im Song „Unbewohnt“. Man findet darin sprechende Bilder und Klänge für die verdunkelte Selbst- und Weltsicht eines leidenden Menschen. Ebenso „leer“ und „kalt“ erscheint diesem das Haus, in dem er einem alleingelassenen Hund gleich herum „streunt“, wie in ihm „alle Zimmer frei“ sind. „Keine Seele in vier Wänden“, die die innere und äußere Welt mit Leben füllen könnte. Sein Verhältnis zu sich selbst gleicht einem zu Gebrauchsgegenständen: „Bin mein Radio, schalt’ mich aus“. Er bewegt sich „im aussichtslosen Raum“, was einerseits auf die reale Dunkelheit, andererseits auf die Verdunkelung aller Zukunftsperspektiven hinweist. „Hundert Jahre Einsamkeit“ erwarten ihn.

Es liegt nahe, hier an die biblischen Klagepsalmen zu denken.

Alle Versuche, die eigene Situation wenigstens „verstehen“ zu können, schlagen fehl, denn „der Grundriss ist weg“. Die tragenden Sinnzusammenhänge sind jäh zerbrochen. Sie gleichen „zwangsgeräumte[n] Gründe[n]/gekündigt vor der Zeit“. Im klagenden, von elegischen Streichern begleiteten Refrain kommt alles noch einmal zusammen: „Oh, es tropft ins Herz/mein Kopf unmöbliert und hohl/oh, keine Blumen im Fenster/der Fernseher ohne Bild und Ton/ich fühl‘ mich unbewohnt.“

Drastische Metaphorik

Grönemeyers drastische Metaphorik, die das Alleinsein, die Aussichtslosigkeit, den Sinnverlust anschaulich macht, wahrt und würdigt auf ihre Weise die unhintergehbare Individualität des Leidens. Der Tod eines anderen Menschen – auch weitere Anlässe sind hier freilich denkbar – kann mit seiner vernichtenden Kraft das ganze Leben der Hinterbliebenen eintrüben, was in diesem Song ohne Abstriche festgehalten und zugleich durch ihn artikulierbar gemacht wird. Die darin liegende Möglichkeit zum Ausdruck der je eigenen Gefühlslage ist aber nicht zu unterschätzen. Denn über den Sinn der Sprache (wie der Musik) lässt sich dem stumm-machenden Widersinn des Leidens schon etwas entgegensetzen, auch weil man dadurch potenziell (wieder) mit anderen verbunden ist.

Es liegt nahe, hier an die biblischen Klagepsalmen zu denken, die von jeher als heilsame Ausdrucksmittel für Erfahrungen von Trauer und Not fungierten. Zwar fehlt in Grönemeyers Text nicht nur der Gottesbezug, sondern vor allem jener für die alttestamentlichen Klagepsalmen charakteristische „Stimmungsumschwung“, in dem sich schließlich das Leiden wendet. Aber schon in der Bibel wird damit kein Automatismus beschworen, sondern das potenzielle Ende eines Prozesses vorgezeichnet. Mithin steht „Unbewohnt“ ja nicht für sich allein, sondern ist Teil eines Gesamtwerks. In dessen letztem Lied wird es dann freudig heißen: „Du holst mich aus dem grauen Tal der Tränen/lässt alle Wunder auf einmal geschehen/dass mir Hören und Sehen vergeht“. Dieses „Du“ steht für eine mögliche neue Liebe. Auf deren künftiges Kommen wird ohne letzte Gewissheit, aber mit jetzt schon überschwänglicher Vorfreude vorausgeblickt: „Ich lieb’ dich mehr als mich/Irgendwann find’ ich dich/Ich find’ dich oder nicht“. Das „Tal der Tränen“, dessen Realität man in „Unbewohnt“ ausgemalt finden kann, ist übrigens, genau wie das ebenfalls bei Grönemeyer begegnende „Jammertal“, ein genuin psalmensprachlicher Ausdruck. In der Bibel errettet Gott daraus – hier die Liebe. Ist die Liebe Grönemeyers Gott?

Nun ist das Problem mit der Liebe unter Menschen, dass sie enden kann. Nicht nur, aber auch durch den Tod einer geliebten Person. Bei Lichte betrachtet ist hier kein Beziehungsleben mehr möglich, das von allen Beteiligten gestaltet und geprägt werden könnte. Eine Seite bleibt allein zurück und hat die andere nur noch in der Erinnerung bei sich. Was aber heißt hier eigentlich ‚nur‘? „Erlösung“, so textet Grönemeyer, „liegt in Erinnerung“. Und der Ort, an dem die „Fernen der Erinnerung“ auf erlösende Weise wieder nahe zu kommen vermögen, ist mit dem Romantiker Novalis gesprochen: das Dunkel der Nacht und nicht das unbarmherzig aufklärende Licht des Tages. „Die Nacht schluckt jedes schwere Gewicht/erlässt den Tag aus der Pflicht/der Mond steht steil und tut wieder nichts/schließ’ die Augen und denk’ an dich“, singt Grönemeyer

demgemäß mit gedämpfter Stimme in „Dort und hier“, dem kürzesten und leisesten Lied des Albums.

Wie bei Novalis, in dessen Hymnen an die Nacht selbige zum Ort der Wiederbegegnung mit der jung verstorbenen Verlobten wird – „in ihren Augen ruhte die Ewigkeit“ –, lässt auch Grönemeyers Text die nächtliche Ahnung einer Unvergänglichkeit des Lebens (und der Liebe) anklingen. Doch der Versuch, sich „einen Traum vorzuprogrammieren“, in dem die geliebte Person wieder zurückkäme, wird dabei als vergebliches Unterfangen markiert: „Ich sollte aufhören, mein Hirn zu strapazieren/du bist dort, und ich bin hier.“ Zwischen Dort und Hier klafft dem Text zufolge eine unüberwindliche Kluft. Dass das jenseitige Dort vom diesseitigen Hier aus unzugänglich ist, lässt es aber keineswegs zu einer bloßen Illusion werden. Grönemeyer bringt im Refrain des Songs eine tastende, fragende Jenseitshoffnung zum Tragen, die aus dem unaufhörlichen Interesse der Liebe am guten Ergehen des geliebten Anderen erwächst: „Ist jemand da, wenn dein Flügel bricht/der ihn für dich schient/der dich beschützt/der für dich wacht/dich auf Wolken trägt/für dich die Sterne zählt/wenn du schläfst.“ Andeutungsweise wird hier die verbreitete Vorstellung eines Lebens nach dem Tode als Engel („Flügel“) im Himmel („Sterne“, „Wolken“) aufgerufen.

Offen bleibt, ob jemand da ist, der nun die Aufgaben des Hiergebliebenen übernimmt, also Fürsorge, Schutz und liebevolle Zuwendung spendet. Dass so jemand da ist, darauf aber richtet sich die nächtliche Sehnsucht danach, der verlorenen Anderen weiter nahe sein zu können. Grönemeyer schenkt ihr ein Gedicht, an dem sie sich nähren kann. Es spricht von Gott, indem es von Gott schweigt.

Der Verweis auf Novalis deutete die romantische Dimension von Grönemeyers Dichtkunst bereits an. In der Ballade „Der Weg“, die wiederum im Modus der Erinnerung den Verlust eines Menschen besingt, kommt sie ebenfalls zum Vorschein. An einer Stelle wird dort die vergangene Erfahrung liebevollen Zusammenseins mit den folgenden Worten poetisch verdichtet: „Den Film getanzt/in einem silbernen Raum/vom goldenen Balkon/die Unendlichkeit bestaunt/heillos versunken/trunken/und alles war erlaubt/zusammen im Zeitraffer/Mitsommernachtstraum“. Der „goldene Balkon“ klingt nach einem Requisit aus dem Reich der Märchen und auch William Shakespeares *A Midsummer Night's Dream* ist von einigen Fantasiewesen bevölkert. Die Liebe, so lässt sich daraus schließen, hat etwas Illusionäres an sich. Sie gleicht einem „Film“. Wer sich ihr hingibt, sich in sie „versenkt“, leistet sich mehr, als dem gesunden Menschenverstand zufolge „erlaubt“ ist. Der verfällt dem Gefühlseindruck, etwas von der „Unendlichkeit“ schmecken zu können, obwohl doch eigentlich alles ein Ende haben muss. „Wir haben die Wahrheit/so gut es ging verlogen“, wird ihm dementsprechend im Rückblick bewusst. Doch hält Grönemeyers Text zugleich daran fest, dass die Liebe den erfahrenen Ewigkeitsbezug aufweist: „Es war ein Stück vom Himmel/dass es dich gibt.“ Wer sich auf sie einlässt, folgt dem durch sie geweckten „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“, um mit dem Romantiker Friedrich Schleiermacher zu reden, für den beides „unzertrennlich verknüpft“ war, „Sehnsucht nach Liebe“ und „Religion“.

Zauber der Unendlichkeit

Die entzaubernde Realität des Lebens, das in seinem erbarmungslosen Endenmüssen „nicht fair“ ist, wie es der Refrain wiederkehrend unterstreicht, kann diesen Zauber der Unendlichkeit nicht gänzlich zerstören. „Habe dich sicher/in meiner Seele“, endet das Lied: „Ich trag' dich bei mir/bis der Vorhang fällt.“ Die Seele steht für die unbedingte Dimension menschlichen Selbstseins, für seine unverlierbare Teilhabe am Göttlichen. Im Inneren der Seele, so sagt es der Text, kann das einst zuteilgewordene „Stück vom Himmel“ gegen allen Augenschein präsent gehalten werden. Dort bleibt

Im Inneren der Seele kann ein Stück vom Himmel präsent gehalten werden.

etwas von der Entschwundenen, die in ihrer Einmaligkeit noch „jeden Raum mit Sonne geflutet“ und sich so für immer ins Selbst des Zurückgelassenen eingeschrieben hat. Er trägt sie als einen unvergänglichen Teil seiner selbst weiter bei sich, woraus er nicht zuletzt den nötigen Mut zum Weiterleben zu schöpfen vermag: „Ich geh' hier nicht weg“ – „weil immer was geht.“

Wenn dann „der Vorhang fällt“, wird auch dieser Weg zu Ende sein. Ob er auf der Hinterbühne des Lebens neue Fortsetzung findet oder nicht, lässt Grönemeyer offen. Sein Text aber enthält die heilsame Perspektive, dass es für uns im diesseitigen Leben etwas Unvergängliches, Unendliches, ja Göttliches gibt, an dem wir insbesondere in der Liebe teilhaben können. „Und der Mensch heißt Mensch“: „weil er schwärmt und glaubt/sich anlehnt und vertraut/weil er lacht/und weil er lebt/Du fehlst.“

Fotos: AKG

Sein wohl berühmtestes Bild: „Sommerabend" (1905), Heinrich Vogeler (1872 – 1942).

Traum von einer besseren Welt

Der Maler und Grafiker Heinrich Vogeler: Zwischen Weltflucht und Kampf für den Sozialismus

WERNER MILSTEIN

Er gehört zu den herausragenden Künstlern seiner Zeit. Heinrich Vogeler (1872 – 1942) war ein Mann mit vielseitigen Begabungen: Er arbeitete als Maler, Architekt, Designer und Schriftsteller. Der Barkenhoff, sein Wohnhaus in Worpswede, wurde Anfang der 1900er-Jahre zum Mittelpunkt der künstlerischen Bewegung. Vor 150 Jahren wurde Vogeler geboren; der Theologe Werner Milstein erinnert an ihn.

Am Ende hatte der Vater ein Einsehen mit seinem Sohn. Bei dem Aufenthalt in Baden-Baden, wo die schwere Lungenentzündung seines Ältesten auskuriert werden sollte, erkannte er, dass die Zeichnungen seines Sohnes Heinrich nicht allein dem Ziel dienten, die Lehrer zu karikieren, sondern eine ernsthafte Angelegenheit waren. Carl Eduard Vogeler verstand, dass der Junge, dem das Addieren und Subtrahieren offensichtlich Angst bereitete, seinen florierenden Eisenhandel nicht weiterführen würde.

Heinrich Vogeler, geboren am 12. Dezember 1872 in Bremen, schrieb sich an der Düsseldorfer Kunstakademie ein. Dass die Methoden dort antiquiert waren, merkte er sehr schnell. Mit Freunden zog es ihn in die Natur, sie zeichneten Landschaften, machten Skizzen von den Bauern und Fischern. Dann ging es nach Brügge, wo die Zeit stehengeblieben schien. Sie wanderten durch die Gassen fühlten sich ins Mittelalter versetzt, es war eine Reise in eine vergessene Welt. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, erzählte ihm der Studienfreund Fritz Overbeck von Worpswede. Dort besuchte er im Sommer 1894 seinen Freund und lernte all die anderen kennen: Fritz Mackensen hatte an der Kirche eine große Leinwand aufgespannt. „Gottesdienst im Freien" hieß das Bild sinnigerweise. Hans am Ende war ein Meister in der Technik der Radierung und unterrichtete darin die anderen. Otto Modersohn wiederum hielt die wechselnden Stimmungen der Landschaft in seinen Ölgemälden fest, die weiten Wiesen, durch die sich die Hamme zieht, und das Teufelsmoor. Heinrich Vogeler war der Jüngste in der Künstlergruppe; er kam zuletzt dazu und

blieb Außenseiter. Er verweilte in Worpswede, aus dem väterlichen Erbe kaufte er eine alte Bauernkate, und weil sie von Birken umgeben war, erhielt sie den Namen Barkenhoff.

Von Birken umgeben

Im Sommer 1898 baute Vogeler das Haus großzügig um. Die Giebel zeichnete er in Originalgröße in den Sand, der Zimmermann fertigte in Holz die Modelle, danach wurden die schwungvollen Giebel gemauert. Die Treppe führte in den Garten, der zu einem Paradies verwandelt wurde. Ein Hortus conclusus, eine in sich geschlossene Welt. Immer wieder taucht der Barkenhoff in Vogelers Werk auf, in Zeichnungen und Radierungen, von den verschiedenen Seiten und Perspektiven, in den unterschiedlichen Jahreszeiten. Eine Zeit kommt immer wieder vor, der Frühling. Er inszenierte sich als Poet des Frühlings und der Liebe; er schuf sich eine eigene Welt. In ihr wird sein Kindheitstraum zur Wirklichkeit, ein Schauplatz von Märchen und Mythen, von biblischen Königen und Engeln, von Rittern und Edelfrauen. Im Grunde aber ist es immer nur eine Frau, um die es sich dreht, die sehnsüchtig in die Ferne schaut. Für sie schuf er diese Welt und legte sie ihr zu Füßen. Martha – ein blondes Kind war sie, als sie sich zum ersten Mal begegneten – wurde zur Liebe seines Lebens. Für sie entwarf er das Haus und den Garten, die Möbel, Geschirr, Gläser und Besteck, Kleider und Schmuck. Vogeler gab dem Alltag eine ästhetische Form und fand beim Bürgertum Anklang. Er entwarf ganze Inneneinrichtungen, seine Gemälde, Zeichnungen, Radierungen und Buchillustrationen begründeten seinen Ruhm und Erfolg.

Dem häufigen Gast auf dem Barkenhoff, Rainer Maria Rilke, kam das alles wie ein Märchen vor. Paula Becker, die zum Kreis dazu kam ist, notierte nachdenklich in ihr Tagebuch, „er lebt in einer Welt für sich." Als Heinrich Vogeler sein wohl berühmtestes Bild vollendet hatte, „Der Sommerabend" (1905), war die Gemeinschaft, die Barkenhoff-Familie, längst zerbrochen. Ein Konzert auf der Terrasse des Hauses – aber alle sitzen isoliert da. Sie musizieren vor einer Fassade und sind selbst dazu geworden. Das Frühlingslied ist zu einem Schwanengesang geworden, Vogeler musste sich seine Frau mit einem jüngeren Mann teilen, privat war er gescheitert und auch sein beruflicher Erfolg versiegte immer mehr. Es war, so schrieb er später selbstkritisch, die „Flucht aus den Wirklichkeiten der Zeit in ein erträumtes Märchenland".

Er kümmerte sich nun mehr um seine drei Töchter, es entstehen wunderbare Kinderbildnisse in dieser Zeit. Im „Kunst- und Kunstgewerbehaus Worpswede" verkaufte sein Bruder Möbel nach seinen Entwürfen. Die Wohnsituation der Arbeiter beschäftigte Vogeler nun, in England besuchte er die musterhafte Gartensiedlung „Port Sunlight" und kaum war er wieder zu Hause, entwarf er ein Dorf für Mitarbeiter einer Möbelfabrik. Potente Geldgeber belächelten ihn, er war und blieb für sie ein Träumer. Indes, ein Haus im hessischen Willingen und eine Reihe von Bahnhöfen entstanden in diesen Jahren. In ihm blieb das Vertrauen, dass er durch Wohnungen die „Lebensfreude heben und ihre niederen Gefühle niederzwingen" könne. Trotz des mehrfachen Scheiterns trug er eine „tiefe Sehnsucht" in sich, „das Leben neu zu beginnen".

In Berlin arbeitete er nun als Werbegrafiker, daneben entstand die Federzeichnung

Heinrich Vogeler: „Blumenstillleben mit Papagei am Fenster", 1906, Oldenburg/Landesmuseum.

Heinrich Vogeler: „Verkündigung“, 1901. Öl auf Leinwand.

„Vision“: eine Mutter mit einem gerade geborenen Kind, über der Gottes schützende Hand zu sehen ist. Es ist die Hoffnung auf eine neue Zeit. Wie viele expressionistische Künstler wendete er sich der Religion zu und wie viele von ihnen zog es auch ihn 1914 in den Krieg. Er sollte den Kampf in seinen Bildern dokumentieren, aber bloß keine Leichen zeichnen. So wurden es idyllische Zeichnungen, wie aus einem Reisebericht. In seinen Briefen indes beschrieb er die Grausamkeit und Brutalität dieses Krieges und seine große Enttäuschung. Es war nicht die große Veränderung, kein Kampf für Gerechtigkeit und Humanität, sondern ein sinnloses Gemetzel. In Russland imponierten ihm dagegen die Bauern und Arbeiter, die versuchten, ihre Interessen gegen den Zar durchzusetzen. Geradezu eine eschatologische Dimension erkannte er, seinen Töchtern schrieb er nach Hause: „In keiner Zeit ist wohl das Christentum so klar zu erkennen gewesen, so strahlend, aber so mißverstanden wie jetzt. Gäbe es überhaupt Christen, so ist ein Krieg wie dieser unmöglich überhaupt ein Krieg.“

Vogeler propagierte in seinen Schriften einen christlichen Sozialismus.

In der Konferenz von Brest-Litowsk am 25. Dezember 1917 sollte es zu einem Friedensvertrag ohne „Annexion und Kontribution“ kommen. Aber die deutschen Generäle wollten ihre überlegene Position ausspielen. Vogeler war entsetzt, dem Kaiser und der Heeresleitung schickte er sein „Märchen vom lieben Gott“ zu. Gott kehrt auf die Erde zurück, ein alter Mann der Flugblätter mit der Überschrift „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ verteilt. Er klagte den Kaiser und die Mächtigen an, sich auf Gott zu berufen und die Zehn Gebote zu vertreten, in Wirklichkeit aber Götzen zu verehren und das goldene Kalb anzubeten, den Mammon. Es musste aus ihm heraus, dafür wollte er auch den Tod auf sich nehmen. Aber es kam, wie er befürchtet hatte, sie würden ihn aus „Feigheit“ in die Irrenanstalt einsperren. Im Isolierzimmer entstand „Die Apokalypse“. Über zerbrochenen Häusern und zerfetzten Menschen werden die sieben Schalen des Zornes ausgegossen. Inhaltlich wie auch künstlerisch ist es ein Neuanfang. Kubistisch-kristalline Formen bestimmen das Bild, eine Katastrophe von kosmischem Ausmaß sah Vogeler in diesem Krieg. Als „staatlich geprüfter Geisteskranker“ wurde er nach 63 Tagen entlassen und unter Polizeiaufsicht gestellt. Der jetzt zurückkommt, kündigte er seiner Frau an, „ist nicht mehr der Alte“.

Auch die Welt, in die er kam, war nicht mehr die alte. Bremen wandelte sich zur Räterepublik. Es war in der Stadtgeschichte nur eine Episode, aber Vogeler stürzte sich in seine neue Aufgabe. Er propagierte in seinen Schriften einen christlichen Sozialismus, der aber bei seinen Genossen auf wenig Verständnis stieß. Er blieb auch dort Außenseiter. Als in Bremen das Revolutionskapitel abgeschlossen war, zog er sich auf den Barkenhoff zurück und versuchte dort die neue Gesellschaft zu formen. „Für ihn sollte eine neue Gesellschaftsordnung den ewigen kosmischen Gesetzen der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit verpflichtet sein. Christentum, Sozialismus und Kommunismus waren ihm verschiedene Namen für die gleiche Sache, für eine gute, menschliche Ordnung“, schreibt der Vogeler-Experte Siegfried Bresler.

Trotz allem Einsatz, er wird wieder scheitern. Auch seine neu gestaltete Insel wird sich als nicht lebensfähig erweisen. Seine „expressionistische Liebe“ erwies sich als Utopie, sie hatte keinen Ort in dieser Gesellschaft. Die „Kommune Barkenhoff“, die auf autarke Versorgung setzte, war auf Unterstützung angewiesen, und sie kam ausgerechnet von Kapitalisten wie Ludwig Roselius. Dennoch mutet heute die Kommune

Am authentischen Ort: Der Barkenhoff in Worpswede beherbergt heute die Heinrich-Vogeler-Gedenkstätte. Die Werke des Malers, Grafikers, Designers und Architekten werden in einer Ausstellung im Wohn- und Atelierhaus gezeigt.

Martha und Heinrich Vogeler mit ihren Töchtern Marieluise, Bettina und Martha. Foto 1907.

wie eine grüne Insel an, ein intensiver Gartenbau, die Kompostierung der Hausabfälle, eine Berieselungsanlage – es gab auch ein „Grünes Manifest", allerdings mit völkischen Untertönen, die Vogeler radikal ablehnte. Kinder wurden in der „Arbeitsschule Barkenhoff" unterrichtet und wirkten mit. Vogeler verfasste pädagogische Schriften, die in der Reformpädagogik der Weimarer Republik allgemeine Anerkennung fanden.

Antifaschistische Propaganda

Unübersehbar aber waren die Meinungsverschiedenheiten vor Ort, die Gruppe zerbrach. Zu den zahlreichen Gästen, die die Kommune besuchten, gehörte auch Sonja Marchlewska, Tochter einflussreicher kommunistischer Eltern in Moskau. Aus dem Kontakt erwuchs eine Liebesbeziehung. Ihr Vater kam Weihnachten 1922 nach Worpswede und schlug Vogeler vor, gegen Bezahlung Kinder der Roten Hilfe aufzunehmen. Die gerade gegründete Organisation kümmerte sich um die Familien politisch Gefangener. Damit war die finanzielle Zukunft des Barkenhoffs erst einmal gesichert, später ging das Haus komplett an die Rote Hilfe.

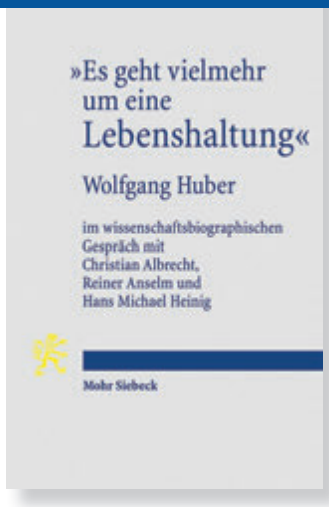
Mitte Juni 1923 reisten Heinrich Vogeler und Sonja Marchlewska nach Moskau. Bis zu seinem Lebensende wird die Sowjetunion das Leben des Künstlers bestimmen. Zunächst werden es regelmäßige Besuche sein, von 1931 an blieb er dauerhaft in der UdSSR. Hier erlebte er die Geburt des „neuen Menschen", am 9. Oktober 1923 kam sein Sohn Jan Jürgen zur Welt. Ein Ölgemälde beschreibt die Hoffnung auf eine bessere Welt, aus dem Stern von Bethlehem des Wintermärchens wurde der alles überstrahlende Sowjetstern. Seine Arbeitskraft schien ungebrochen zu sein, er unterrichtete und organisierte, malte und zeichnete, reiste durch das riesige Land und sah sich als „künstlerischen Chronisten". Überall registrierte er den Aufbruch in eine neue Zukunft, entdeckte er den neuen Menschen. Seine „Komplexbilder", die verschiedenen Szenen in überlappenden Feldern zusammenfügen, illustrierten das neue Leben, beschrieben und verherrlichten es.

Auch wenn es in seinem Werk nirgendwo auftaucht und er sich kaum dazu äußerte, nahm er auch die Schattenseite der Sowjetunion wahr, die stalinistischen „Säuberungsaktionen" und Schauprozesse. Eine Rede Stalins erschütterte ihn bis ins Mark. Er selbst stand unter dem Schutz seiner mächtigen Schwiegereltern, auch nach dem Scheitern der Ehe mit Sonja Marchlewska. In der Sowjetunion war er ein hoch angesehener Künstler, obwohl seine Komplexbilder wegen ihres Formalismus offiziell abgelehnt wurden. Vogeler übte Selbstkritik und kehrte am Ende an den Anfang seines künstlerischen Weges zurück, wenn nun auch unter den Vorzeichen des von Stalin geforderten „Sozialistischen Realismus". Er lebte bei den Arbeitern und Bauern, arbeitete mit Fischern und Flößern, malte sie bei ihrer Arbeit auf dem Feld und auf dem Fluss. Daneben betätigte er sich in der antifaschistischen Propaganda, verfasste Flugblätter und sprach in den deutschen Beiträgen des Moskauer Senders.

Als Hitler Russland überfiel und die deutschen Truppen bedrohlich auf die sowjetische Hauptstadt vorrückten, wurde er – wie die meisten Deutschen – nach Kasachstan umgesiedelt. Unter den einfachsten Verhältnissen arbeitete er weiter, machte Skizzen, verfasste Propagandabeiträge und schrieb an seinen Erinnerungen. Als die Rente ausblieb, versagten ihm die Wirtsleute die Verpflegung. Krank und ohne die nötige Medizin, völlig abgemagert und in schäbiger Kleidung schleppte er sich bei minus 50 Grad von Haus zu Haus und bettelte. Wie ein Gespenst sehe er aus und könne keine 20 Schritte mehr gehen, klagte er Freunden auf einer Karte. Ihm wurde bewusst, dass er am Ende seines Lebensweges angekommen war. Am 14. Juni 1942 starb er im Krankenhaus des Kolchos „Budjonny". Die Hilfe seiner Freunde kam zu spät.

Seiner Frau Martha schrieb er am 21. November 1910:„Ich glaube, dass wir Künstler doch einen kleinen Teil vom Himmelreich auf Erden verwirklichen können." Diesen Glauben hatte er sich bis zuletzt bewahrt.

Neu bei Mohr Siebeck



Wolfgang Huber hat die Geschicke des deutschen Nachkriegsprotestantismus über Jahrzehnte mitbestimmt – als Wissenschaftler, als Kirchentagspräsident, als Bischof, als Ratsvorsitzender. In diesem Gesprächsband lässt er biographische Etappen Revue passieren und diskutiert seine theologischen Positionen.

2022. XI, 208 Seiten.
ISBN 978-3-16-161494-1 Broschur € 24,–
ISBN 978-3-16-161495-8 eBook € 24,–

Mohr Siebeck
Postfach 2040
72010 Tübingen
Fax +49 (0) 7071 51104
E-Mail info@mohrsiebeck.com

Im Westen viel Neues

Thomas Linke promoviert über Ernst Troeltsch und seine USA-Reise 1904

Im Laufe des 19. Jahrhunderts interessierte sich die deutsche Theologie immer mehr für die religiöse Entwicklung in den USA. Der erste prominente deutsche Theologe, der die USA bereiste, war im Jahre 1904 Ernst Troeltsch. Darüber promoviert der Leipziger Theologe Thomas Linke.

Foto: Thomas Kretschel

Geboren wurde ich 1990 in der Oberlausitz im Dreiländereck Tschechien – Polen – Deutschland, und ich komme aus einem „gemischtreligiösen" Elternhaus: Mein Vater ist konfessionslos und meine Mutter evangelisch. Kirche und Glauben haben in meiner Familie keine sehr große Rolle gespielt, aber ich fand das alles schon als Kind sehr interessant. So wurmte es mich, dass alle im Gottesdienst das Vaterunser auswendig konnten – nur ich nicht! Und so habe ich mir das Vaterunser, kaum dass ich lesen konnte, aus meiner Kinderbibel selbst beigebracht.

Später in der Schule waren wir nur drei, vier Leute, die in den Religionsunterricht gingen. Das führte dazu, dass die anderen fragten: „Was macht ihr komischen Christen da denn für seltsame Dinge?" Auch gab es durchaus noch die eine oder andere DDR-sozialisierte Lehrkraft, die mit Religion nichts anfangen konnte und damit auch nicht groß hinterm Berg hielt. Das alles führte bei mir schon früh zu einer hohen Identifikation mit dem christlichen Glauben und zum Anspruch, ihn auch „intellektuell" verteidigen zu können.

Schnell war für mich klar, dass ich Religionslehrer werden wollte.

In der sechsten oder siebten Klasse bekamen wir dann einen sehr guten Religionslehrer: Er zeigte uns, dass es zwischen allgemeiner und religiöser Rationalität eine tragfähige Brücke gibt. In der Oberstufe haben wir Gottesbeweise von Thomas von Aquin studiert und Immanuel Kant gelesen. Schnell war für mich klar, dass ich Religionslehrer werden wollte. Da es als zweites Fach Geschichte sein sollte, begann ich an der Universität Leipzig, denn dort werden beide Fächer in vollem Umfang angeboten. Ich wohnte im Evangelischen Studienhaus in Stötteritz, einem Wohnheim in kirchlicher Trägerschaft. Dort traf ich auf viele Kommilitonen, die – anders als ich, das Handwerkerkind – aus Theologendynastien kamen. Ich erinnere mich an eine Geburtstagsfeier, bei der doch tatsächlich drei (!) Enkel von ehemaligen sächsischen Landesbischöfen da waren.

Im Studium habe ich mich von Beginn an besonders auf Systematische Theologie konzentriert. Ich erinnere mich an ein Proseminar, wo wild diskutiert wurde. Das Tafelbild konnte man am Ende wegschmeißen, aber summa summarum haben solche Seminare einen ins Denken gebracht. Bald belegte ich theologische Veranstaltungen über das festgelegte Curriculum für Lehramtsstudenten hinaus, und meine Bachelorarbeit schrieb ich über das Thema „Die Bewertung des Suizids bei Thomas von Aquin und David Hume".

Im Masterstudium hatte ich dann die Möglichkeit, dank eines Studienprogrammes der Evangelischen Mission in Solidarität, ein halbes Jahr in Japan zu studieren. Dort kam mir erstmals ernsthaft der Gedanke an eine Promotion. Zunächst aber stand zum Studienabschluss die Masterarbeit an.

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

Ich wollte das Thema „Tillich in Japan“ machen, aber davon riet man mir ab, denn es sei schwierig nachzuweisen, welche Gedanken Tillich wirklich 1960 während seines Aufenthaltes dort entwickelt habe. So widmete ich mich in der Masterarbeit der Kommentierung und Herausgabe eines bis dato unveröffentlichten Aufsatzes von Rudolf Otto, der den Titel „Parallelen und Wertunterschiede im Christentum und Buddhatum“ trägt.

Nachdem ich mein Referendariat in Leipzig absolviert und mich erfolgreich um ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung beworben hatte, begann ich 2019 mit der Promotion. Mein Doktorvater Professor Rochus Leonhardt hatte mich auf einen Vortrag aufmerksam gemacht, in dem er sich mit der Amerikarezeption von Schleiermacher und Troeltsch beschäftigt hatte. Sein Vorschlag war, in meiner Dissertation die Entwicklung der USA-Rezeption in der deutschen Theologie im 19. Jahrhundert bis zu Ernst Troeltsch (1865–1923) zu untersuchen. Den Vorschlag habe ich gerne angenommen, denn mich interessierte, dass die deutsche Theologie selbst interkulturelle Impulse empfangen und nicht nur – wie oft erzählt – ihre eigene Theologie exportiert hat. Im Laufe meiner Recherche wurde deutlich, dass die Amerikarezeption bei Troeltsch am ausführlichsten geschehen ist, und ich habe mich daher auf ihn konzentriert. Eine Beschäftigung mit Zeitgenossen und dem 19. Jahrhundert dient vor allem dazu, seinen Standpunkt zu kontextualisieren. Interessant ist aber, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts die Amerikakontakte der deutschen theologischen Fakultäten intensiver wurden, weil die Zahl der Studenten aus den USA immer mehr stieg – schon Friedrich Schleiermacher hatte amerikanische Studenten in Berlin. Allerdings ist niemand der damals prägenden deutschen Theologen selbst in Amerika gewesen. Der erste, der hingefahren und zurückgekommen ist, war der Heidelberger Theologe und Religionsphilosoph Ernst Troeltsch, der 1904 anlässlich der Weltausstellung in St. Louis für fünf Wochen in die USA reiste. Auf diese Erfahrung und die USA allgemein kommt er immer wieder zu sprechen und das werte ich in meiner Dissertation (Arbeitstitel: „Entflechtung von Religion und Politik. Das USA-Bild Ernst Troeltschs“) systematisch aus. Dabei wird immer deutlicher, dass sich meine Ausgangsvermutung bestätigt, dass Ernst Troeltsch die damalige USA als „kritisch gesichtetes Vorbild“ begreift, vor allem wegen der besonderen Ausgestaltung des Verhältnisses von Religion und Staat.

Troeltsch beeindruckt, dass dieses System in den USA zum einen gewährleistet, Kirche und Staat konsequent zu trennen, aber zum anderen nicht dazu führt, dass die Religion an Bedeutung verliert, sondern dass im Gegenteil sogar eine Vitalisierung stattfindet. Diese Trennung schien also religionsproduktiv zu sein – anders als die, die dann 1905 in Frankreich mit der religionsfeindlichen Laicité vollzogen wurde. Zudem erlebte Troeltsch in den USA ein Christentum, das ausgesprochen demokratiefreundlich ausgeprägt war. Das war um 1900 im Deutschen Kaiserreich natürlich ganz anders.

Die USA-Erfahrungen prägten Ernst Troeltsch auch als Politiker in der Weimarer Republik.

Interessant ist auch, dass die Erfahrungen der USA-Reise die spätere Tätigkeit von Ernst Troeltsch als Politiker in der Weimarer Republik – er war ja einige Zeit Staatssekretär im preußischen Kultusministerium – prägen. Was dieses weiterführende Thema betrifft, werde ich mich allerdings im Rahmen dieser Arbeit beschränken müssen. Vielleicht ergibt sich später noch einmal eine Gelegenheit. Schön wär's.

Aufgezeichnet von Reinhard Mawick

Für Sie reingeschaut

Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte (ZNThG)

Die Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte (ZNThG)/*Journal for the History of Modern Theology (JHMTh)* ist eine interdisziplinäre akademische Fachzeitschrift, die im Verlag Walter de Gruyter erscheint. Die Publikation widmet sich der Geschichte der Theologie seit der Aufklärung und erscheint zweimal jährlich. In der aktuellen Ausgabe findet sich in deutscher Sprache unter anderem ein interessanter Beitrag von Ábrahám Kovács über die Entstehung der sogenannten traditionellen ungarischen Theologie „als Antwort auf die sich verstärkende liberale Theologie (1862–1863)“. Zudem gibt es ausführliche Literaturbesprechungen. In dieser Ausgabe zum Beispiel über die neuste große Veröffentlichung zu Ernst Troeltsch „The Crucible of German Democracy. Ernst Troeltsch and the First World War“ vom US-Germanisten Robert E. Norton. Die Beiträge sind in deutscher oder englischer Sprache verfasst. Eine Zusammenfassung (Abstract) in der jeweils anderen Sprache ermöglicht einen raschen Überblick.

Weitere Infos: *www.hsozkult.de/journals/id/z6-14363*

Neue Weltsicht

TRAUGOTT SCHÄCHTELE

Foto: dpa

Traugott Schächtele, Prälat in Schwetzingen

Verschiedene Gaben

9. SONNTAG NACH TRINITATIS, 14. AUGUST

Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden.
(Matthäus 25,29)

Das Gleichnis „Von den anvertrauten Talenten", dem dieser Vers entnommen ist, hat mich schon immer geärgert. Da werden drei Arbeiter mit Kapital in unterschiedlicher Höhe ausgestattet. Und bei dem, der am wenigsten erhält, wird die Messlatte am höchsten angelegt. Ja, der Habenichts wird auch noch enteignet. Und das, was ihm entzogen wird, erhält am Ende auch noch der, der von Anfang an am meisten hatte. So wirkt das Gleichnis wie ein Abbild der ökonomischen Realitäten dieser Welt.

Keine Frage: Beim Jüngsten Gericht möchte ich dem Schwächsten der drei Arbeiter zur Seite stehen und um Verständnis für dessen Verweigerungshaltung werben. Denn was für eine andere Möglichkeit ist ihm denn geblieben? Wer genügend Spielgeld hat, um an den Märkten zu spekulieren, kann der einen Million leicht eine weitere hinzufügen. Wem dagegen nur das bleibt, was es braucht, um satt zu werden, der hat ganz andere Probleme. Und immerhin hat das ökonomische Leichtgewicht der drei das Geld ja nicht veruntreut, sondern es auf Heller und Pfennig zurückerstattet.

Aber genau hier liegt der Denkfehler einer ökonomischen Deutung des Gleichnisses. Denn es geht nicht darum, unter Marktbedingungen mit Risiko und auf Kosten anderer etwas zu vermehren. Die zugeteilten Mengen Silber sind vielmehr Talente im wahrsten Sinne des Wortes, Zu-Teilungen Gottes, bei denen niemand leer ausgeht. Dass der eine anscheinend mehr und die andere weniger erhält, beschreibt nicht so sehr die jeweilige Menge, sondern die unterschiedlichen Gaben. Entscheidend ist: Diese können nie weniger, sondern immer nur mehr werden, vorausgesetzt, ich mache von ihnen überhaupt Gebrauch. Das Leben selber erweist sich so als Talentschuppen Gottes für uns Menschen. Gabenverweigerung, nicht Marktverweigerung muss man dem dritten Arbeiter vorwerfen. Aber das ist ihm hoffentlich lange vor dem Jüngsten Gericht aufgegangen und hat ihm Heulen und Zähneklappern erspart. Sogar ohne meinen Beistand.

Wichtiges Geländer

10. SONNTAG NACH TRINITATIS (ISRAELSONNTAG), 21. AUGUST

Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.
(Matthäus 5,17)

Die einen sagen, mit der Bergpredigt könne man „keine Politik machen". Andere meinen, ihre „evangelischen Räte" würden denjenigen gelten, die in herausgehobenem Maße Christinnen und Christen sein wollen. Aber in beiden Fällen wird klar: Alltagstauglich scheinen die Anforderungen der Bergpredigt kaum zu sein. Grund also genug, sie abzuschleifen, zu relativieren und den Realitäten des Lebens anzupassen? Und was bleibt dann vom Gesetz noch übrig, das Jesus ja „erfüllen", nicht „auflösen" will?

Die Bergpredigt wird hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für die Gestaltung unseres Alltags in Frage gestellt. Und theologisch im Blick auf die Herausforderungen eines Glaubens, der sich an Jesus von Nazareth orientiert. Bleibt in Geltung, was unsere Möglichkeiten im Grunde überfordert?

Vergleichbare Debatten führen wir bis heute. Kaum hat uns der Ernstfall eines Krieges in Europa eingeholt, stehen die Wege, einen gerechten Frieden zu suchen, auf dem Prüfstand. Aber da gehören sie auch immer hin. Manchen gelten sie gleich als erledigt, als handle es sich um eine ethische Scheindebatte unter Schönwetterbedingungen, nicht geeignet, Antworten für den friedensethischen Ernstfall zu geben. So als sei Jesu Seligpreisung derjenigen, die Frieden stiften, auch nur so lange gültig, wie die Feinde des Friedens es zulassen. Ratlos bleibe ich zurück. Denn der Bergprediger lässt keinen Spielraum, gibt keinen Buchstaben preis, um mir existenzielle Entscheidungen höchster Tragweite zu ersparen. Wo rationale Logik scheinbar keinen anderen Ausweg lässt, wird die ethische Messlatte noch einmal höher gelegt. Und unser Entscheiden steht nicht nur vor den Menschen auf dem Spiel, sondern auch vor Gott. Nein, wir können uns nicht billig davonmachen.

Die Forderungen von „Gesetz und Propheten" erweisen sich nach wie vor als hilfreiches Geländer, auch um friedenspolitisch nicht zu straucheln und keinen Schaden an unserer Seele zu nehmen. Dass sich die Thora, das Gesetz, in der Liebe erfüllt, setzt sie noch lange nicht außer Kraft. Und verwandelt meine Ratlosigkeit in den Impuls, der Liebe Gottes den längeren Atem zuzutrauen.

Rückkehr ins Leben

11. SONNTAG NACH TRINITATIS, 28. AUGUST

Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann! … Da sprach David zu Nathan: Ich habe gesündigt gegen den Herrn. Nathan sprach zu David: So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen; du wirst nicht sterben. (2. Samuel 12,7+13)

Predigen können wie Nathan – das wär's! Denn wie gebannt hängt David an seinen Lippen. Was der Prophet erzählt, geht ihm durch Mark und Bein. David wird mit Leib und Seele ergriffen. Wen wundert es da, dass das Einverständnis zwischen Prediger und Hörer nicht auf sich warten lässt. Denn der Prophet hat Recht: Er hat gut und böse einander wunderbar gegenübergestellt. Die Schuldigen sind identifiziert. Und David weiß sich – Gott sei Dank – auf der richtigen Seite. Aber der Absturz danach könnte schrecklicher nicht sein: Der, der sich schuldig gemacht hat und den Gottes Bannstrahl zurecht treffen möge – du bist es!

Der Mitverursacher des Abschmelzens der Polkappen und der Versteppung fruchtbarer Flächen: Ich bin es! Der Mitverursacher unsinnigen Energieverbrauchs und Erzeuger unnötigen Abfalls: Ich bin es! Der stille Teilhaber am Gewinn des weltweiten Verkaufs von Waffen: Ich bin es! Der Mitbeteiligte am Unfrieden in den kleinen gefährdeten Beziehungen, die mich tragen: Ich bin es!

Und wie lässt es sich da noch sorglos weiterleben? Doch Nathan ist nicht einfach ein Gerichtsprediger. An denen herrscht kein Mangel. Aber der Prophet predigt gewissermaßen frühreformatorisch. Denn er lässt dem Gericht das Evangelium folgen, die Frohe Botschaft. Der Überführte nimmt sein Urteil an, sieht sein Unrecht ein. Und kehrt um. Nathan entlässt David also zurück ins Leben. Und er nimmt auch mich hinein in diese Bewegung der radikalen Umkehr. Lässt auch mich von Neuem leben. Und womöglich noch gnädiger predigen.

Ständiges Bekennen

12. SONNTAG NACH TRINITATIS, 4. SEPTEMBER

Und sogleich fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er wurde wieder sehend; und er stand auf, ließ sich taufen. (Apostelgeschichte 9,18)

Auf den Stühlen der Welterklärer, ob in Talkshows oder anderen Formaten des öffentlichen Diskurses, sind viele wissenschaftliche Zünfte vertreten, Psychologie und Soziologie, Philosophie und Medizin, Rechts- und Politikwissenschaft. Und völlig zurecht bedient man sich deren Kompetenz. Kirche und Theologie wissen es wahrhaftig nicht immer besser. Doch zur negativen Begleiterscheinung dieses Trends gehört, dass Theologinnen und Theologen immer seltener in solche Runden eingeladen werden.

Die Erzählung von der „Bekehrung des Saulus" (Apostelgeschichte 9,1–20), über die heute gepredigt wird, schildert, wie Hananias sich Saulus zuwendet. Mir springt dabei ein Dreischritt ins Auge. Erstens: Hananias legt die Hände auf, nicht einfach den Finger in die Wunde. Seine Aktion geschieht nicht einfach in erhellender, sondern in heilsamer Absicht. Worte und Gesten, die berühren, sind ein rares, aber überaus begehrtes Gut. Zweitens – und das fasziniert mich am meisten: Dem Fundamentalkritiker Saulus fällt es wie Schuppen von den Augen. Er verändert seine Perspektive, dreht sie im Grund um 180 Grad und findet so zu einer neuen Weltsicht. Darauf also kommt es am Ende an: Nicht einfach das Bild, das die anderen malen, auch noch mit meinem Zungenschlag einfärben. Nein, ich träume davon, dass Menschen einen Weg finden, die alte Welt mit den Augen eines wiederbelebten oder neu gewonnenen Glaubens neu sehen zu lernen. Paulus beendet – das ist das Dritte – seine ihm auferlegte Lethargie. Er steht auf und lässt sich taufen. Er macht sich mit seiner Weltsicht wahrnehmbar und gestaltet sein Leben als ständigen Bekenntnisakt. Paulus wird gelesen und kritisch diskutiert – bis heute. Und ich bin mir sicher: Vor Einladungen in Talkshows könnte er sich nicht retten.

Richtige Balance

13. SONNTAG NACH TRINITATIS, 11. SEPTEMBER

Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn. (Lukas 10,33)

Bei der gängigen Lesart des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter komme ich immer gut weg. Die frommen Wichtigtuer lassen die Opfer links liegen. Und ich fühle mich vom Samariter gut vertreten, den die anderen längst aussortiert haben, der aber tut, was selbstverständlich ist. So weit. So fragwürdig. Weiß ich denn, ob der Priester gerade jemand anderem zu Hilfe eilt. Oder ob der Levit den Wegelagerern kurz zuvor gerade noch entkommen ist. Beide haben sie eine Entscheidung getroffen, die sie in meinen Augen vor allem deswegen diskreditiert, weil ich ihre Beweggründe nicht kenne. Und weil sie sich nicht so verhalten, wie es meine begrenzte Einsicht nahelegt.

Der Samariter bietet sich als Projektionsfläche für alle und alles an, was der kritisch beäugten etablierten Weltsicht widerspricht. Er ist der *Underdog*, der weiß, was sich gehört und wer die nächste hilfsbedürftige Person ist. Er ist der barmherzige Menschenfreund, der die nötigen Rettungsmaßnahmen einleitet. Er ist der findige Gründer eines diakonischen Start-ups, der eine Kneipe zu einem Sanatorium umwandelt und sogar noch das nötige Startkapital zur Verfügung stellt.

Aber diese Deutungen könnten sich als Fehlschluss erweisen. Vom Samariter heißt es, dass ihn der unter die Räuber Gefallene „jammert". Er ist der Prototyp des Menschen, der sich seine Empathie bewahrt hat. Dem zu Herzen geht, was die Lebensmöglichkeiten eines anderen Menschen reduziert und torpediert. Er ist einer, der weiß, dass das eigene Lebensglück am besten in eine gelingende Balance kommt, wenn es nicht auf Kosten eines anderen Menschen erkauft ist.

So findet die Ausgangsfrage des Gesetzeslehrers nach dem Weg zum ewigen Leben am leichtesten zu einer einleuchtenden Antwort. Und der Samariter zu der Rolle, in der er mir am ehesten als Vorbild erscheint.

Keine Show mehr

Wie die Bundeswehr in Litauen die Verteidigung des NATO-Gebiets übt

ROGER TÖPELMANN (TEXT) · CHRISTIAN SPICKER (FOTOS)

Es gibt Krieg in Europa. Die NATO ist in Alarmbereitschaft. Die verstärkte „Vornepräsenz“, wie es im Armeeslang heißt, soll vor allem den mittelosteuropäischen Staaten Litauen, Estland, Lettland und Polen Sicherheit an der Ostflanke des westlichen Verteidigungsbündnisses bieten gegen den nun eindeutigen Feind Russland. Aber funktioniert das? Roger Töpelmann hat eine NATO-Kampftruppe in Litauen besucht.

Zwei Soldaten hat es beim Angriff erwischt. Ihre Verletzungen sind ernst: abgesprengter Daumen, Platzwunden am Kopf und eine offene Fraktur. Immer wieder will einer der Verwundeten zurück zum gepanzerten Fahrzeug: „Ich muss meine Waffe holen!“, ruft er. Die Kameraden und eine Kameradin suchen den Mann unter Schock zu beruhigen.

Das blutige Szenario in einem Tannenmischwald im Baltikum ist nicht echt, das Blut nur Theaterblut. Wir beobachten eine Übung der NATO-Mission „Enhanced Forward Presence“ (EFP) nahe des litauischen Städtchens Pabrade. Es ist ein Übungsmanöver der Bundeswehr. Der „verwundete“ Soldat, der unbedingt weiterkämpfen will, spielt das gut. Er ist ein „SidaF – Soldat in darstellerischer Funktion“, wie es im Armeedeutsch heißt. Doch was in Friedenszeiten nur eine ganz gute Militärshow wäre, wird in Zeiten des Krieges in Europa zu bitterem Ernst. Bald könnte hier echtes Blut fließen.

Im Militär-Sprech heißt das Geschehen: Niederkämpfen des Feindes. Ein gepanzertes Transportkraftfahrzeug (GTK) Boxer ist unter Beschuss geraten und direkt am Waldrand liegen geblieben. Die Besatzung springt aus dem Fahrzeug, zwei Mann sichern das Gelände gegen weitere Angriffe mit dem Sturmgewehr ab. Auf dem Gefechtsfeld muss sich die Besatzung zunächst selbst helfen, bis die „Verwundeten“ in die ärztliche „Versorgungsebene 1“ transportiert werden können. Mehrere Soldaten springen aus dem Fahrzeug, um es nach Minen abzusuchen.

Alles dokumentiert

Das Geschehen steht unter fachlicher Überwachung: Eine Soldatin des Psychologischen Dienstes ist dabei, und weitere Soldaten dokumentieren alles mit einer Drohne, die über den Köpfen der Soldatinnen und Soldaten schwebt. Endlich prescht das gepanzerte Sanitätsfahrzeug „Fuchs“

mit einem Arzt heran: Die Klappe für den Verwundetentransport öffnet sich. Ein Arzt kümmert sich um die beiden Verletzten. Die Luken des „Fuchs" schließen sich: Abtransport. Auch ein Bergekran brummt heran. Er soll den gepanzerten Koloss abschleppen. Das ist harte Arbeit. Die Abschleppstange ist so schwer, dass sie ein Soldat allein nicht heben kann. 36 Tonnen Gewicht des Boxers wollen eben bewegt werden.

Seit dem 24. Februar hat sich Europa gewandelt. Ist mit Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine die Friedensarmee Bundeswehr nur noch einen Schritt davon entfernt, eine deutsche Armee im Krieg zu werden? Die Bundeskanzlerin a. D. Angela Merkel war bei ihrem ersten öffentlichen Gespräch nach ihrer Kanzlerschaft im Interview mit *Spiegel*-Redakteur Alexander Osang vor wenigen Wochen in Berlin glasklar: Sie plädierte für eine Verstärkung der militärischen Abschreckung gegenüber Russland. „Das ist die einzige Sprache, die Putin versteht", sagte sie. Und diese Antwort muss im Kriegsfall das westliche Verteidigungsbündnis NATO und die Bundeswehr geben. Ist sie dazu bereit?

Wer auf diese Frage eine Antwort will, kann sie in diesem Mischwald in Litauen suchen. Die NATO-Mission „Enhanced Forward Presence" (EFP) der westlichen Streitkräfte hat hier eine klare Ansage: Abschreckung von Bedrohungen des NATO-Bündnisterritoriums. Die verstärkte „Vornepräsenz", wie es im Armeeslang heißt, soll vor allem den mittelosteuropäischen Staaten Litauen, Estland, Lettland und Polen Sicherheit an der Ostflanke der NATO bieten. Das Ganze ist schon jetzt fern der grauen Theorie: Diese Staaten sollen so

Szenen eines Manövers von NATO-Soldaten auf einem Truppenübungsplatz nahe des litauischen Städtchens Pabrade. Links eine Gedenkstätte des nahen Camps. Hier wird an Adrian Rohn gedacht. Der 34-jährige Oberstabsgefreite kam bei einem Manöverunfall 2018 ums Leben.

Es ist nur Theaterblut. Aber die Verletzungen der Soldaten wirken echt.

vor unerwarteten russischen Annexionen wie der der Krim 2014 und vor der neuen Bedrohung durch Russland nach dem Vorbild des Angriffskriegs gegen die Ukraine geschützt werden.

Keine Konfrontation

Vier multinationale NATO-Battlegroups, also Kampfeinheiten, verstärken die Truppen der Gastländer. Derzeit führt die Bundeswehr die Battlegroup mit insgesamt 1700 Soldatinnen und Soldaten aus sieben Nationen, davon sind nach Auskunft des Presseoffiziers 80 Frauen. Die Strategie lautet militärisch-knapp: Abschreckung – keine Konfrontation. Dabei darf man sich die Präsenz der Bundeswehr im Baltikum nicht zu defensiv vorstellen. Denn es handelt sich um Kampfverbände, die den „scharfen Schuss" regelmäßig üben. Wie hier im litauischen Pabrade. Der 6000-Seelen-Ort liegt dicht an der Grenze zu Belarus. Man könnte auch sagen: dicht an einer möglichen Front.

Trotzdem, wie ernst die Lage ist, wird zu Beginn des Besuchs bei der „EFP-Battlegroup Lithuania" erst einmal nicht deutlich. Denn das Ganze fängt ziemlich zivil an, um neun Uhr am Supermarkt „Maxima". Ein Fahrzeug der Bundeswehr nimmt unsere kleine Gruppe von drei Journalisten auf, um uns ans Tor des Truppenübungsplatzes zu bringen. Am Eingang steigen wir auf einen geländegängigen „Wolf" um, der sich nun durch tiefen Sand wühlen muss. Hoch und runter wie auf der Berg- und Talbahn schüttelt das olivgrüne Fahrzeug die Gäste durch.

„Deutschland stellt hier auch seine Führungsverantwortung unter Beweis."

Nach kurzer Fahrt erreichen wir die Unterkunftscontainer der Bundeswehr. Davor Militärgerät, jetzt sieht es wirklich nach Krieg aus: Panzerhaubitzen sind zu sehen, „Marder" und andere schwere Fahrzeuge. Über die Anzahl darf man als Journalist keine Auskunft geben. Die Bundeswehr gibt den meisten ihrer Fahrzeuge Tiernamen: Fuchs, Wiesel, Leopard, Puma oder Fennek. Alle Namen weisen auf Eigenschaften der Fahrzeuge hin.

Dass Menschen schon bei Übungen sterben können, wird an der Gedenkstätte des Camps deutlich. Hier wird an Adrian Rohn gedacht. Der 34-jährige Oberstabsgefreite kam bei einem tragischen Manöverunfall 2018 ums Leben. Aus dem ihn erschlagenden Ast eines Baumes ist das Kreuz gemacht, das an den Bundeswehrsoldaten erinnert. Das Camp trägt seinen Namen.

Doch solch besinnliche Gedanken sind an diesem Tag der Übung schwer zu halten, dafür passiert zu viel. Gezeigt werden soll die „readyness" der Bundeswehr an der militärischen Nordostflanke der NATO. Auf dem Gelände am Tannenmischwald fahren im Minutentakt gepanzerte Fahrzeuge auf. Zwei „Marder" bahnen sich einen Weg über die Ebene. Sandstaub zieht über das Übungsfeld.

Der Kommandeur der 11. Rotation, Oberstleutnant Daniel Andrä, ist seit Februar im Dienst in Litauen. Er spricht von einer glaubwürdigen Abschreckung, welche die Truppe hier täglich durch Ausbildung

und Übung garantiere. Mit ihr leiste die Bundeswehr einen Beitrag, das Baltikum und „jeden Zentimeter“ des NATO-Territoriums zu verteidigen. Die militärischen Fähigkeiten seien ständig verstärkt worden: bei Flugabwehr, Aufklärung, Logistik und Artillerie. Die Battlegroup absolviere noch ein mehrtägiges Gefechtsschießen, bevor die 12. Rotation einsetze. Dann übernehme das Panzerbataillon 203 und die Panzerbrigade 21. Auf die Frage, ob er aus professioneller Sicht irgendetwas vermisse, sagte Andrä: „Das Einzige was ich vermisse, sind bessere Funkgeräte. Ansonsten können wir sagen, dass wir alles haben für den Einsatz, sodass wir wirklich gut aufgestellt sind.“

Die militärisch-technische Situation für die Soldatinnen und Soldaten bei EFP hat sich in letzter Zeit deutlich verbessert. Noch im Februar hatte die Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Eva Högl, Zweifel an der Einsatzbereitschaft der Bundeswehr geäußert und gewarnt: „Die Kaltstartfähigkeit der Bundeswehr ist nicht so, wie sie sein müsste.“ Jetzt sagt sie auf Nachfrage: „Im Rahmen der NATO-Mission ‚Enhanced Forward Presence‘ leisten unsere Soldatinnen und Soldaten einen ganz wichtigen Beitrag für die Bündnis- und Landesverteidigung bei unseren litauischen Partnern. Ihr Auftrag stand anfangs nicht so im Fokus der Öffentlichkeit, nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine bekommt er nun endlich die Anerkennung und Wertschätzung, die angemessen ist. Deutschland stellt hier auch seine Führungsverantwortung unter Beweis. Wichtig ist, dass unsere Soldatinnen und Soldaten für ihren verantwortungsvollen Einsatz die besten Rahmenbedingungen vor Ort haben – von der persönlichen Ausstattung über das Großgerät bis hin zur Infrastruktur.“

Derzeit führt die Bundeswehr die Battlegroup mit insgesamt 1700 Soldaten.

Militärpfarrerin Alexandra Dierks (links), die normalerweise bei der Luftwaffe im niedersächsischen Wunstorf Dienst tut, betreut in Pabrade einen wichtigen Außenposten.

Bei den hohen fachlichen und körperlichen Anforderungen an die Soldatinnen und Soldaten kommt eine Atempause auf

dem Truppenübungsplatz gerade recht. Hier rückt Militärpfarrerin Alexandra Dierks ins Blickfeld. Sie hütet im litauischen Rukla ihre „Schäfchen“. In Pabrade betreut die Protestantin, die normalerweise bei der Luftwaffe im niedersächsischen Wunstorf Dienst tut, einen wichtigen Außenposten. Ihre Arbeit wird geschätzt. An diesem Sonntagmittag müssen weitere Sitzbänke aufgeklappt werden, damit alle Soldaten überhaupt einen Platz in einem Gottesdienstraum finden.

Zuvor gibt die promovierte Theologin im olivfarbenen Schutzanzug und blank geputzten schwarzen „Boots“ eine Einschätzung der mentalen Situation vor Ort: Sechs Monate im Einsatz sei eine lange Zeit für die Soldatinnen und Soldaten, sagt sie. Es würden Probleme an sie herangetragen,

Selbst bei Dienstvergehen sei sie immer mal wieder gefragt, berichtet die Militärpfarrerin.

gerade weil sie nicht in der dienstlichen Hierarchie stehe und zur Verschwiegenheit verpflichtet sei: private Sorgen, Todesfälle, Beziehungskrisen. Ein Vorteil, den sie als Gesprächspartnerin habe, erklärt Dierks. Jeder und jede in der Truppe könne sicher sein: „Die erzählt nichts weiter.“ Auch bei Schwierigkeiten im Dienst oder gar Dienstvergehen sei sie immer mal wieder gefragt. „Einer meiner Jobs ist, mich präsent zu halten.“ Da begegne sie ganz unterschiedlichen Menschen, auch gläubigen: Einer habe ihr mal gesagt: „Ich bin ein sehr gläubiger Mensch – habe aber für Religion keine Zeit.“ Eine Hauptaufgabe der Seelsorge sieht die Pastorin darin, das Menschliche im Dienst einzufordern. Das sei aber auch das Ziel aller hier in der Battlegroup. „Das schlägt einem überall entgegen.“

Anerkannte Begleiterin

Angesichts des russischen Krieges gegen die Ukraine ist der kirchliche Streit um die Positionen zur Friedensethik der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) neu entflammt. In ihrer Friedensdenkschrift von 2007 habe die Kirche Politiker wie Putin jedoch nicht im Blick gehabt, erklärt Dierks. Dass jemand Krieg einfach will, das sei völlig aus dem kirchlichen Blick geraten. Von der weitgehend pazifistischen Ethik der EKD habe sie selbst nie viel gehalten. Richtig aber sei: „Wir segnen keine Waffen!“ Denn Waffen töten Menschen. Eine wichtige geistliche Aufgabe sei es für sie, Menschen beizustehen, die in extreme Situationen kommen.

Dann beginnt der Gottesdienst. In ihrer Ansprache vor den Kameradinnen und Kameraden zeigt die Pfarrerin mit silbernem Kreuz und weißer Stola, mit welch’ geistlicher Tiefe sie reden kann: Sie nennt die Liebe zwischen zwei Menschen ein Mysterium, das jeder kenne. Glücklichsein und Liebe könne aber niemand festhalten, sie seien Geschenke. Das sei mit Gott ähnlich: „Er ist das größte Mysterium, extrem unsichtbar und nicht nachzuweisen.“

Gott, sagt Dierks in ihrer Predigt, sei die Macht, die alles Dasein ins Leben gerufen habe, der Urheber aller Liebe in unserem Leben. „Einer meiner Jobs ist es, andere auf diesem Weg zu begleiten und Ihnen zu helfen, tiefer in dieses Mysterium hineinzukommen. Das mache ich auch gern.“ Nach etwa 30 Minuten schließt sie ihre Ansprache ab, hebt die Arme und teilt den Segen aus. Dann erklingt ein Lied: „Herr, wir bitten, komm und segne uns.“

Dass die Seelsorgerin bei den Heeressoldaten ankommt, legen die vielen Gespräche nahe, die sie beim Kaffeeausschank führt. Dierks ist hier eine anerkannte Begleiterin im militärischen Alltag des herausfordernden Lagerlebens. Sie drängt niemandem ihren Glauben auf. Sie fragt immer zuerst: „Kaffee oder Tee?“

„Für uns ist die permanente Verfügbarkeit von Militärseelsorgern eine durchaus wichtige Bereicherung, weil die Kolleginnen und Kollegen außerhalb der hierarchischen militärischen Strukturen das Gespräch mit den Soldatinnen und Soldaten suchen und auch Sensoren sind, die zum einen ein Stimmungsbild aufgreifen, aber auch, dass Soldaten sich gegenüber ihnen manchmal eher öffnen als gegenüber Vorgesetzten“, sagt Kommandeur Andrä. „Im Blick auf das ‚Seelenheil‘ sind die Militärseelsorger ein wichtiger Bestandteil der Battlegroup und des Psychosozialen Netzwerks.“

Und der christliche Pazifismus? „Ohne Abschreckung haben wir keine Chance, hier muss man Präsenz zeigen“, beurteilt die Militärpfarrerin Dierks die Lage an der NATO-Ostflanke, ganz im Sinne der Bundeskanzlerin a. D. Wenn diese Abschreckung Wirkung zeigen sollte, liegt es auch an den Soldatinnen und Soldaten, die in Pabrade und in der Kaserne in Rukla ihren Dienst versehen. So drängt sich am Ende hier der Eindruck auf: Es sind in diesem europäischen Konflikt „die Mühen der Ebene“, die zur eigentlichen Bewährungsprobe der Bundeswehr werden können. So nahe an der Front.

Der Gottesdienst im NATO-Lager ist gut besucht.

Spaltung zu erwarten

Hans Friedrich Fischer aus Vilnius zu Regina Elsner „Die Orthodoxie und der Krieg“ (zz 4/2022):

Hier in Litauen haben sich prominente Priester des Moskauer Patriarchats – darunter der bisherige Kanzler des hiesigen Metropoliten – öffentlich gegen die Unterstützung des Patriarchen der ROK für die russische Aggression gegen die Ukraine gewandt und wurden daraufhin suspendiert. Es ist zu erwarten, dass dies hier zu einer Spaltung der orthodoxen Kirche führt , da die „Abtrünnigen“ große Zustimmung erfahren.
Hans Friedrich Fischer

Umdenken tut not

Michael Henoch aus Bad Mergentheim zum Thema „Krieg und Frieden“, insbesondere zu Ralf Becker, „Freiheit gewinnen“ und zu Christoph Strohm, „Realismus und Friedenssehnsucht“ (zz 5/2022):

Seit über 40 Jahren vertritt die badische Landeskirche im Anschluss an die Bergpredigt Jesu erfreulicherweise eine pazifistisch-gewaltfreie Position ohne Militär und Waffen. Von dem Vorwurf der Realitätsverweigerung sollte die friedensethische Bewegung sich nicht irritieren lassen. Schon Platon träumte vom Königtum der wahren Philosophen als Bedingung für die Verwirklichung eines gerechten Staates. Von dieser Vision, welche Macht und Weisheit in sich vereint, war der Verlauf der Geschichte in aller Regel weit entfernt. Vielmehr galt von den Staatsoberhäuptern weitgehend dasjenige, was Immanuel Kant ihnen vorwarf: „die des Krieges nie satt werden können“ (aus seiner wieder aktuellen Schrift *Zum ewigen Frieden*). Man hat sich daran gewöhnt, Geschichte als Kriegsgeschichte zu verstehen und Waffen als die legitimen Instrumente, um Kriege zu führen (Angriffs- oder Verteidigungskrieg). Eine Welt ohne Waffen mit grauenvoller Wirkung (ABC-Waffen) ist leider unvorstellbar geworden. Die Wurzel allen Übels liegt in der Waffenproduktion und Rüstungsindustrie. Waffen als Mittel des Bösen zu brandmarken, wäre ein Akt der menschlichen Vernunft. Politiker haben sich darauf eingelassen, in militärischen Kategorien und Strukturen zu denken, eine Sichtweise, die unweigerlich zur Steigerung der Rüstungsspirale führt, wie wir es aus den Zeiten des Kalten Krieges kennen, und zu einer Militarisierung der Gesellschaft beiträgt. Dringend erforderlich ist ein Umdenken der Menschheit – weg von der militärischen Logik, hin zu einem vernunftgemäßen, gewaltfreien Gebrauch unseres gesunden Menschenverstandes. Wo bleiben die kreativen, kompromissbereiten politisch-diplomatischen Bemühungen im Ukraine-Konflikt (zum Beispiel Initiativen der OSZE)? Erst wenn jeder vor Waffen denselben Abscheu und Schauder empfindet wie vor jeder anderen Gewaltanwendung, beginnt die echte „Zeitenwende“, geprägt nicht von 100 Milliarden Euro Sondervermögen für militärische Zwecke, sondern von Menschlichkeit, Menschenwürde, Mitgefühl, Friedfertigkeit und Weisheit. Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (UNO 1948) sollte nicht nur auf dem Papier stehen, sondern endlich ernst genommen und umgesetzt werden: „Alle Menschen … sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.“ Welche wahre Bestimmung des Menschen und welche Verkehrung in der Wirklichkeit! Radikaler Pazifismus kann sich zwar nicht auf Luther (Christoph Strohm), sehr wohl aber auf das Evangelium Jesu und das Humanitätsethos berufen.
Michael Henoch

Immer wieder Dialog

Fritz Häuselmann aus Gelterkinden/Schweiz zum Schwerpunkt Feminismus (zz 6/2022):

Ich lerne gerade, dass es nicht bloß den Feminismus, sondern gleich verschiedene Feminismen gibt. Und dass sich die Vertreter/Vertreterinnen der einzelnen Feminismen auch nicht in allen Punkten einig sind. Einzig darin haben alle Gruppierungen eine Übereinstimmung, dass sie eine Herrschaftskritik betreiben. Die große Frage scheint aber immer zu lauten: Wer kann mit wem und wer kann mit wem nicht? Ich möchte zwar der Bildung von Interessen- und Schicksalsgemeinschaften gewiss nicht die Berechtigung absprechen. Wirklich zielführend kann es aber für uns alle nur dann werden, wenn immer wieder neu der Dialog von jeder/jedem mit jeder/jedem gesucht und praktiziert wird. Andernfalls droht eine fortschreitende Verhärtung zwischen den Fronten, welche der Gesellschaft nur Schaden bringen kann.
Fritz Häuselmann

Impertinente PR

Martin Keiper aus Rosengarten zu Martina Pauly „Wir haben es von Euch gelernt“ (zz 7/2022):

An dem Beitrag stört nicht nur die etwas zu impertinente PR für den (lobenswerten) Weg der VEM zur Internationalisierung. Das eigentliche Problem ist die falsche Fragestellung Paulys nach einem „Persilschein“ für Missionswerke, was ihr Handeln während der Kolonialzeit betrifft. Die kritische Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit stand auf der Agenda jedes einzelnen der im Dachverband

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

Evangelische Mission Weltweit (EMW) zusammengeschlossenen Missionswerke. Ums Weißwaschen – dem Pauly'schen Persilschein – ging es keinem einzigen der Werke, sondern um die historische Wahrheit.
Zur Wahrheit der Jetzt-Zeit gehört es aber auch, dass es keinen „immer noch gültigen Missionsansatz der Kirchen des Nordens" gibt, ebenso wenig wie „aufgezwungene Kirchenverfassungen" oder Haushaltssysteme nach den Bedürfnissen von Geldgebern im Norden. Die Diskriminierung von Frauen oder die körperliche Züchtigung von Kindern sind ebenfalls keine Erfindungen der Mission. Solche Vereinfachungen (bis hin zur Falschbehauptung) sind keine zutreffende Beschreibung einer vielfältigen Wirklichkeit. Überdies sollte man nicht so tun, als seien die Kirchen des Südens nicht in der Lage, eigene Prioritäten zu setzen – denn das tun sie schon längst. Missionswerke sollten sich vielleicht nicht mehr so wichtig nehmen. Das wäre doch ein Fortschritt im Sinne der Postkolonialität.
Martin Keiper

Gegensätze verwischt

Peter Remy aus Alsfeld zu „Mehr Waffen, mehr Tod" (zz 7/2022):

Der EKD-Friedensbeauftragte, Landesbischof Friedrich Kramer, begründet seine pazifistische Position zum Ukraine-Krieg mit einer immanenten Logik, die mir fragwürdig erscheint. Dass „mehr Waffen" grundsätzlich „mehr Tod" bedeuten, ist im Blick auf die Geschichte der Kriege durchaus zu bestreiten.
Die These verwischt zudem die Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg und übersieht, dass in der Auseinandersetzung mit imperialistischen Aggressoren wie Wladimir Putin die „Friedenslogik" nicht verfängt. Das heißt auch, dass gerade der Verzicht auf die militärische Abwehr eines Angriffskriegs und das Angebot eines Waffenstillstands zu der Eskalation führen kann, die man als friedliebender Mensch vermeiden möchte. Appeasement ermutigt den Aggressor, seinen angekündigten Raubzug fortzusetzen. Als nachgeborene Deutsche sollten wir dieser schrecklichen Lehre unserer Geschichte verantwortungsethisch ins Auge sehen und uns nicht in gesinnungsethische Scheinsicherheiten flüchten. Wie soll der „sofortige Waffenstillstand" in der Ukraine aussehen, den Friedrich Kramer fordert? Ist es wirklich im Sinne der „Idee der menschlichen Sicherheit", vor einem Diktator die Waffen zu strecken und von den Menschen eines angegriffenen Landes aus der Zuschauerposition heraus zu fordern, um eines „Friedens" willen, der diesen Namen nicht verdient, ein Leben in fortgesetzter Unfreiheit in Kauf zu nehmen?
Peter Remy

Liebe Leserinnen und Leser der **zeit**zeichen,

seit dem 1. Juli 2022 ist die Firma Zenit aus Stuttgart für unseren Kundenservice zuständig. Bitte wenden Sie sich in allen Fragen, die Ihr Abonnement betreffen, zukünftig an Zenit. Telefonisch erreichen Sie unseren neuen

Kundenservice montags bis freitags von 8.00 bis 18.00 Uhr.

Die neuen Kontaktdaten:

ZENIT Pressevertrieb GmbH
Stichwort: zeitzeichen
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart

Telefon: 0711 7252-230
Fax: 0711 7252-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Romantisch frisch

Fritz Brun – eine Entdeckung

Fritz Brun (1878–1959): **Frühe Kammermusik.** Manuel Quartett; Stefan Meier, Violine; Alexander Ruef, Klavier. Prospero-CD 0026 (2021).

Nichts ist so schön, wie wirklich etwas Neues zu hören. In diesem Falle etwas Neues, das sich auf Altbekanntes bezieht, sicher, aber das doch eine kleine neue Welt eröffnet. Dieses Gefühl beschleicht den Schreiber dieser Zeilen, als er erst einmal, dann öfter und schließlich immer öfter die beiden Werke dieser CD hört, nämlich die Sonate für Violine und Klavier Nr. 1 in d-Moll und das Streichquartett Es-Dur – Letzteres eine Weltersteinspielung – von Fritz Brun.

Fritz, wer? Na, Fritz Brun, jener Schweizer Komponist und Kapellmeister, über den in der *Neuen Musik Zeitung* 1960, wenige Monate nachdem Brun 81-jährig verstorben war, zu lesen war, er sei zeitlebens „seiner Zeit treu geblieben", das heißt, prinzipiell dem hochromantischen Idiom seiner Zeit stets verbunden. Eine totale Wende, wie sie Arnold Schönberg nach dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hinlegte, war bei Fritz Brun nicht drin. Nein, Brun wurde 1909, mit Ende Zwanzig, Musikdirektor der Bernischen Musikgesellschaft und war während seiner über dreißigjährigen Amtszeit als dirigierender Komponist unterwegs, so wie der natürlich schon damals ungleich berühmtere Wilhelm Furtwängler.

Brun schuf zehn Sinfonien, aber eben auch Kammermusik. Und die kommt in einem so erlesenen Personalstil daher, dass man sie wieder und wieder hören will. Frisch, aber keineswegs oberflächlich beginnt das Es-Dur-Quartett, kontrolliert gipfelstürmend, könnte man es nennen. Nach kraftvollen Aufschwüngen immer wieder feine verschlungene Linien, harmonisch erstaunlich klar für Spätromantik, ahnt man die frische Bergluft des Berner Oberlands? Aber im Ernst: Wüsste man nicht, dass dies eben jener Fritz Brun komponiert hat, dann würde man sich marternd fragen: „Wer ist das bloß?" Es klingt ein bisschen wie … aber nein, doch nicht. Ja, über kurze Strecken scheint es im besten Sinne auch konventionell, um aber immer wieder kunstvoll auszubrechen. Hören Sie es sich halt einfach an, besonders auch die hinreißende Klaviersonate. Da ist es ab dem ersten Ton um einen geschehen, und der Eingang des zweiten Satzes („Langsam und sehnsüchtig") versetzt einen schnurstracks in eine andere Welt. Herrlich, aber nie verschwimmend, sondern im Hintergrund immer kraftvoll-klar.

Dass dies alles so schön daherkommt, liegt auch am hinreißenden Geigenton von Peter Meier und seinem kongenialen Klavierpartner Alexander Ruef und ihrer beider überlegt-überlegenen Gestaltung. Überdies ist diese CD technisch hervorragend aufgenommen. Insofern ein absolutes Qualitätsprodukt der Firma Prospero, das man übrigens auch ob des wunderbaren Essays Peter Meiers über den lange vergessenen Fritz Brun im Booklet „in echt" erwerben und die Musik nicht nur via Streamingdienst konsumieren sollte. Bitte mehr davon!

REINHARD MAWICK

Musik, die bleibt

An Bord mit Mahal und Cooder

Taj Mahal & Ry Cooder: **Get On Board.** The Songs of Sonny Terry & Brownie McGhee (Nonesuch/Warner 2022).

Hier weht der Geist, weil er will – und er das auf *Get On Board* herrlich kann. Albumhöhepunkt ist das Gospel-Traditional „Packing up Getting Ready to Go", nämlich ins Neue Jerusalem, wo nicht bloß die Sonne nie untergeht. Es geht also um den finalen Abflug. Das bedeutet es nun mal und ist hier ein Statement: „You read my letter/you read my mind/the streets of heaven are paved with gold – and the guitar talks among the saints" heißt es in den additional lyrics, die Henry St. Clair Fredericks, wie Taj Mahal bürgerlich heißt, und Ry Cooder bis zu deren Verhallen über die vertrauten legen. Doch vor allem aber ist es ihr Sound, der den kurzen Song zu einem ewigkeitslangen Fanal von geradezu psychedelischer Augenblickserfüllung frisiert. Seele wird sich kenntlich: Zu spärlichen Drums und dem Bass von Sohn Joachim setzt Ry wuchtig getupft eine gegenpumpende Basslinie auf der Mandoline und Gitarrenspringteufelfresken. Taj singt durch die Tüte, als habe Tom Waits die Taufe erhalten, und der Response-Chor des Vokal-Trios The Ton3s aus North Carolina erhöht die Spannung noch. Selten war das Neue Jerusalem solch fröhliche Kathedrale wie hier. Perfekt rumpelnd und zerrissen taumeln Rhythmus und Spirit Hand in Hand, bis Lusttränen kommen.

So klingt Erlösung. Deren Geheimnis ist das Arrangement, das nur Könnern und Kennern wie diesen beiden Musikweltenwanderern und -forschern gelingt, die mit ihren 80 und 75 Jahren bald selber fällig sind. Lässig kehren sie hier zu ihrer Initiation als Jugendliche zurück. Damals hatten sie eine Band, die sie nach einem Song des 1952 erschienenen Albums „Get On Board" der Piedmont-Blueser Sonny Terry (Harmonika) und Brownie McGhee (Gitarre, Gesang) benannten. Blind der eine, wegen Kinderlähmung hinkend der andere, in ihrer Musik so großartig wie inspirierend, auch technisch und in den Arrangements. Ihnen ist diese Platte jetzt gewidmet, bis ins Cover-Artwork hinein. Old school und ganz gegenwärtig, vor allem quicklebendig: Cooders Slide-Gitarre jault und fliegt, als gäbe es kein Gestern, Mahals Harp antwortet zwischen Keuchen und Gelächter, oder er spielt robustes Barrelhouse-Piano, wo es hingehört. Geschult von Giganten und nun selber welche, so lang das Herz noch schlägt.

Bleiben wird die Musik. Von dem Originalalbum haben sie für ihr „Get On Board" nur drei Stücke übernommen, die anderen acht stammen aus dem großen Terry/McGhee-Repertoire zwischen Gospel, Country-Blues und -Folk. Grundfarbe ist Blues, auch in den Themen, die zwischen getauschtem Schloss durch die endgültig Vergrätzte, „this woman drives me crazy", Baumwollpflücken und Pfandhaus liegen. Der dem Piedmont-Blues nahe Ragtime ist stets zu spüren. Musik, die zuckt, in nur drei Studiotagen eingespielt, natürlich perfekt, aber die Wohnzimmerillusion trägt. Taj Mahal und Ry Cooder eben: „Packing up Getting Ready to Go."

UDO FEIST

Die weise Eule

Ein faszinierender Vogel

Desmond Morris: **Eulen.** Der Audio Verlag, Berlin 2022. Drei CDs.

Eulen sind nachtaktive Tiere. Das Nachtaktive bleibt immer ein wenig unheimlich, so sehr es auch in Zeiten hell erleuchteter Großstädte zunimmt. Was aber die Eule im Schutz der Dunkelheit treibt, ist zumindest für ihre Beute definitiv fatal.

Eulen sind auch faszinierende Tiere. Gerade natürlich für den Autor Desmond Morris. Von ihm erfährt man alles oder zumindest vieles über den Vogel: Welche Völker ihn verehrten (etwa die meisten nordamerikanischen Indianer); welche ihn als vorgeblichen Unglücksboten verabscheuten (etwa die alten Römer); welche überragende Rolle er in der Kunst spielte. Die Faszination für die Eule rühre, meint der Autor, davon, dass sie uns Menschen mit ihren nach vorn gerichteten Augen und ihrem kleinen Schnabel als unwillkürlich menschlich erscheine.

In den Städten ist die Eule längst nicht mehr zu finden, vertrieben durch jenes Hellerleuchtete. Dass Eulen nach Athen zu tragen das schlechthin Überflüssig-Unsinnige sei, ist nur noch eine Redensart. Und wie steht es mit der der Eule unterstellten Weisheit? Damit sei es auch nicht weit her, wissen die Biologen, intelligenzmäßig sei ihr die Krähe, einst der verpönte Galgenvogel, weit über. Der so klug wirkende starre Eulenblick liegt ganz einfach an der Konstruktion der Augen, die unbeweglich sind – der Eule kann es recht sein, kann sie doch ihren Kopf um 170 Grad drehen.

Dass dies nur einen kleinen Teil des Wissenswerten über die Eule ausmacht, versteht sich von selbst. Wer sich also etwa auf einer Autofahrt einmal nicht durch eine spannende Geschichte unterhalten lassen will, sondern von den vielfältigen Geschichten, die sich um diesen faszinierenden Vogel ranken, dem sei dieses Hörbuch nachdrücklich empfohlen.

HELMUT KREMERS

Markstein

Leerstelle Rassismusforschung

Sarah Vecera: **Wie ist Jesus weiß geworden?** Patmos Verlag, Ostfildern 2022, 200 Seiten, Euro 19,–.

Wie kann Kirche eine machtkritische und diskriminierungssensible Institution werden, die sich selbstkritisch mit ihrer Verstrickung in rassistische Strukturen und weiße Privilegien auseinandersetzt? Die Reflexion dieser Frage tangiert eine immense Leerstelle in Theologie und Kirche, nämlich die Ignoranz von rassismuskritischen Perspektiven in der theologisch-kirchlichen Aus- und Weiterbildung, der kirchlichen Partnerschaftsarbeit, in der Seelsorge, Gemeindearbeit, kirchlicher Kommunikation und vielen weiteren Bereichen.

Mit Sarah Veceras jüngst publiziertem Buch liegt nun erstmals ein deutschsprachiges Werk zu Rassismus und Kirche vor, in dem die Autorin als Theologin und Religionspädagogin of Color aufzeigt, dass auch Kirche ein Raum ist, in dem (kolonial-)rassistische Stereotype und Diskriminierung reproduziert werden trotz des vielfach proklamierten antirassistischen Selbstverständnisses.

„Dieses Buch ist ein Ausdruck meiner biografisch reflektierten Art und Weise, mich als Schwarze Christin in einer weißen Dominanzgesellschaft und Kultur mit dem Thema Rassismus auseinanderzusetzen", schreibt Vecera. Gekonnt gelingt es ihr dabei, zwei Ebenen miteinander zu verknüpfen: Sie verbindet ihre Familienbiografie, theologische Ausbildung, persönliche Erfahrungen mit intersektionaler Marginalisierung und Beobachtungen aus zahlreichen antirassistischen Bildungsworkshops mit ihrer Fachexpertise zu Rassismus.

Eine besondere Stärke von Vecera ist ihre Offenheit, als Betroffene von Rassismus persönliche Diskriminierungserfahrungen und Othering-Botschaften in und außerhalb von Kirche mit den Leserinnen und Lesern zu teilen und diese Erlebnisse gleichzeitig nicht als individuelle Würdeangriffe zu verorten, sondern sie als schmerzvolle Alltagsrealität rassifizierter Menschen in einem System strukturell verankerter Ungerechtigkeit zu kontextualisieren.

Den Anfang ihres Buches bildet unter anderem ein Einblick in den langen Weg ihrer eigenen Politisierung und rassismuskritischen Erkenntnisprozesse. Durch den direkt zu Beginn gewählten dialogischen Stil mit „Du"-Anredeform und Reflexionsfragen werden zum einen Leserinnen ohne Vorkenntnisse zu Rassismus niedrigschwellig abgeholt und zum anderen trifft sie damit eine Tonalität, die eine herausfordernde und zugleich einnehmend-aufgeschlossene Atmosphäre des Lernens schafft.

„Weil Rassismus unsere christliche Gemeinschaft vergiftet, ist er unser aller Problem und geht uns alle etwas an. Schon an einigen Stellen war ich aufgrund meiner Antirassismusarbeit mit Hass konfrontiert, den ich zuvor so nicht erlebt hatte. Aber ich fühle mich Kirche zugehörig, bin für sie mitverantwortlich, ich möchte sie verändern und mitgestalten" – so beschreibt Vecera ihre Motivation zum Verfassen dieses Buches.

Leserinnen und Leser erhalten in neun Kapiteln anschaulich und gut verständlich Erklärungen und Begriffsbestimmungen zu Rassismus als ideologische Untermauerung des Kolonialismus sowie zu kolonialrassistischen Stereotypen, die bis in die Gegenwart in Kirche wirksam sind.

Ferner skizziert Vecera, wie eine eurozentrische Theologie die Vorstellung von hierarchisch verstandenen Menschenrassen stabilisiert hat und die Kolonialisierung von Jesus, das heißt die Instrumentalisierung des weißen Jesus, im Zuge von Mission und kolonialer Ausbeutung förderte. Die strukturelle Verankerung von Rassismus, die Ausschlüsse von Menschen of Color in allen gesellschaftlichen Teilbereichen bewirkt, lässt auch Kirche nicht unberührt. Jedoch externalisieren weiße Menschen in der Kirche Rassismus als gesellschaftliches Problem jenseits des eigenen als sicher empfundenen Raumes und nehmen ihn kaum als interne Gewaltform wahr. So ist es für marginalisierte Menschen noch schwieriger, Diskriminierung zu benennen

und eine Validierung zu erfahren. Vecera fragt daher: „Sind Kirche und Jugendarbeit nicht höchstens für heteronormative, weiße Mittelschichts-Menschen ein Safe Space“ („sicherer, geschützter Ort“)?

In diesem Zusammenhang schildert sie unterschiedliche rassistische Mikroaggressionen, die Menschen of Color in der Kirche erleben, und wie gleichzeitig weiße Abwehrmechanismen zur De-Thematisierung beziehungsweise Verleugnung von Rassismus in Kirche und Gesellschaft funktionieren. Kritisch betrachtet Vecera Kirchenlieder aus rassismussensibler Perspektive sowie auch die Hilflosigkeit bei der Aufarbeitung der Missionsgeschichte, Raubkunst in deutschen Missionsarchiven, die weiß geprägte Theologie, Kinderbibeln mit weißem, mitteleuropäischem Jesus und europäisches Überlegenheitsdenken in Kirchenpartnerschaften und den „White Savior Complex“ in kirchlichen Freiwilligendiensten.

Das Buch durchzieht trotz vieler irritierender bis quälend-unerträglicher Beispiele für Rassismus in Vergangenheit und Gegenwart ein hoffnungsvoller Grundton: der tiefe Glaube daran, dass Veränderung möglich ist: dass weiße Menschen und Menschen of Color als Christenmenschen Kirche gemeinsam gestalten und dass Machtasymmetrien durchbrochen werden können. Davon zeugen junge antirassistische und dekoloniale Initiativen innerhalb der Kirche.

Veceras Buch zeichnet in erster Linie die verständliche Sprache aus, mit der komplexe Inhalte der Rassismusforschung, Intersektionalität und Kritischen Weißseinsforschung für Menschen auch ohne Berührung mit rassismuskritischen Diskursen erläutert werden.

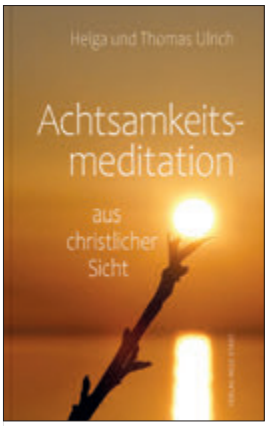
Mit Nachdruck plädiert die Autorin für die Etablierung von Antirassismus als Querschnittsthema der kirchlich-theologischen Aus- und Weiterbildung und die Repräsentanz von Menschen of Color in allen Ebenen der Kirche.

Es ist inständig zu hoffen, dass dieses Buch in Kirche breit rezipiert wird und auch der wissenschaftlichen Theologie den Anstoß gibt, das theologische Forschungsdesiderat Rassismuskritik in die eigene Reflexion einzubeziehen und in den Fachdisziplinen zu verankern. In jedem Fall ist Sarah Veceras Buch ein Markstein deutschsprachiger Theologie of Color.

NATHALIE ELEYTH

Erfahrung

Alltagstaugliche Spiritualität



Helga und Thomas Ulrich: **Achtsamkeitsmeditation aus christlicher Sicht.** Verlag Neue Stadt, München 2022, 216 Seiten, Euro 18,–.

Vieles, was ihr aus der Bibel vertraut war, habe sie erst durch die Achtsamkeitsmeditation ‚ganz von Herzen‘ verstanden“, schreibt Helga Ulrich im Vorwort. Thomas Ulrich wiederum erklärt, wie ihm bewusst geworden ist, dass das Christentum nicht nur vom Buddhismus einiges lernen kann, sondern umgekehrt auch die christliche Tradition die Erfahrung der Achtsamkeit bereichert.

Um beides geht es in dem Buch, das von der Achtsamkeitsmeditation ausgehend wesentliche Themen des christlichen Glaubens entfaltet und einen spirituellen Übungsweg beschreibt. Das gelingt dem Autoren-Paar glaubwürdig auf dem Hintergrund jahrzehntelanger eigener Praxis und Reflexion. Beide haben Theologie studiert und sich dann psychotherapeutisch weitergebildet, sind in diesem Rahmen eher zufällig der Vipassana-Meditation begegnet, haben sie bei bedeutenden Lehrern weiter geübt, schließlich in Berlin-Neukölln eine Meditationsgruppe gegründet, die immer noch großen Zuspruch findet. Thomas Ulrich hat als Gemeindepfarrer gearbeitet, Helga Ulrich als Psychotherapeutin: Beide verstehen sich darauf, komplizierte Einsichten auf elementare Weise zu vermitteln, haben die ganz normalen, weder christlich noch buddhistisch besonders eingeweihten Menschen von heute im Blick. So beginnen sie auch voraussetzungslos mit dem allgemein empfundenen Unbehagen an der Unruhe und dem Getriebensein des alltäglichen Lebens und führen von daher in die Grundlagen der Meditation ein: die Beobachtung des Atems, das Getragensein vom Boden, die Erfahrung des Empfangens und der Verbundenheit im Nichts-Tun. Sie erklären, warum Meditation missverstanden wird, wenn sie, wie inzwischen schon üblich, vor allem der Stärkung der Leistungsfähigkeit oder des Wohlbefindens dient. Weil Empfangen und Verbundenheit sich nicht mit der Idee der Selbstoptimierung vertragen, bleibt es unbedingt wichtig, die Meditation als religiöse Praxis zu verstehen, eine Praxis der Gottesbeziehung, zu der auch das Gebet gehört. Die fünf Übungsweisen, die sie vorstellen, sind darum sowohl Übungen der Meditation als auch des Gebets. Und da ihnen daran liegt, dass Meditation und Gebet nicht als separate Bereiche gelegentlicher Spiritualität missverstanden werden, sondern die Grundlagen einer kontemplativen Lebenspraxis bilden, widmen sie sich im zweiten Teil ihres Buches ausführlich den damit verbundenen Haltungen: Vertrauen, Interesse und Ehrfurcht. Sie erklären, warum im Christentum Sünde und Schuld relevante Begriffe bleiben und wie Vergebung und Feindesliebe durch die Achtsamkeitsmeditation gewissermaßen erlernt werden können. Am Ende jedes thematischen Abschnitts gibt es ein paar Vorschläge für’s eigene Üben im Alltag, durchaus mit Humor gewürzt. Da kann es unter dem Stichwort Ehrfurcht schon auch um den Umgang mit dem Brotmesser gehen oder unter dem Stichwort Pause um das Verweilen auf der Toilette. Aber es werden auch die politischen Implikationen einer kontemplativen Lebenspraxis angesprochen.

Manchmal erscheinen die großen Themen der Theologie ein wenig zu elementarisiert. Es ist ja auch ein großes Projekt, den ganzen Horizont christlicher Theologie gewissermaßen alltagstauglich plausibel zu machen. Erstaunlich genug, wie es gelingt, mit der Überzeugungskraft eigener Erfahrung und ohne die Lesenden zu überfordern. Helga und Thomas Ulrich vermitteln: Meditation ist keine Kunst für Eingeweihte, sie kann in den Alltag integriert werden, Theologie keine Wissenschaft voller Rätsel, sondern in der eigenen Erfahrung nachvollziehbar. Gerade weil das Buch keine Vorkenntnisse voraussetzt, ist es auch für die Fortgeschrittenen sehr anregend. Es lädt dazu ein, eigene Haltungen neu zu bedenken.

ANGELIKA OBERT

Theologische Dispute

Jakob Matthiessen: Tod oder Taufe. Gmeiner-Verlag, Meßkirch 2021, 636 Seiten, Euro 16,–.

Spannend ist er und gut geschrieben. In dem Roman *Tod oder Taufe* geht es um die Judenpogrome im 11. Jahrhundert, eine Zeit, in der sich Christen anschickten, Jerusalem zu christianisieren. Im Roman klingt dieser geplante Kreuzzug immer mal wieder an, doch die Erzählung kreist letztlich nur um die Ereignisse einer einzigen Woche – im Mai 1096 oder 4856 nach jüdischer Rechnung – in und um Mainz. Jakob Matthiessen fährt ein großes Personaltableau auf. Auch werden die Quellen benannt, auf die sich der Autor bezogen hat. Interessant sind die theologischen Dispute über den je eigenen Gott, so als gäbe es hier den Gott der Juden und dort den Gott der Katholischen. Kein Dialog der Religionen, keine Ökumene, kein Gott, der als Symbol für das Unverfügbare im Leben steht und die Transzendenz repräsentiert.

Haut und andere Organe

Paul-Henri Campbell: innere organe. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2022, 80 Seiten, Euro 22,–.

Die Haut, im neuen Gedichtband von Paul-Henri Campbell, kommt sie als Erstes zur Sprache: „da ist sie spieglein stumme zeugin deines lebens einige furchen & falten“, der Weg zum Autolack ist kurz. Wie auch der zum nächsten Gedicht, der „auferstehung, mann mit tattoo“. Es folgen sogenannte Litaneien, in denen Wörterzusammensetzungen vieler Organe dominieren, die Schneisen in die Gegenwart schlagen wie „die lungenseuche//& sie kommen coronal nimbierte dämonen winzig klein/ kommen ins atmen.“ Campbell zieht weiter, immer weiter, Leber, Herz, Niere.

Haut und Haar

Bill Bryson: Eine kurze Geschichte des menschlichen Körpers. Goldmann Verlag, München 2021, 672 Seiten, Euro 24,–.

Es ist nicht nur die Haut, mit der sich der britische Bestsellerautor Bill Bryson in diesem umfänglichen Buch beschäftigt. Er macht sich auf einen Streifzug durch den ganzen Körper, widmet manchem Organ ein Kapitel, geht dabei auch Phänomenen wie dem Schlaf, der Bewegung und dem Essen nach und liefert erstaunliche Zahlen und Fakten. Das alles wie immer in unterhaltsamer und lehrreicher Bryson-Manier. Von der Haarwurzel bis zu den Zehen lässt er auch Krankheiten nicht aus.

Denkanstöße

Geschlecht und Kirche

Jantine Nierop: **Geschlecht und Kirche.** Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022, 109 Seiten, Euro 19,–.

Die evangelische Theologin Jantine Nierop hat in diesem Band Aufsätze zum Thema Kirche und Geschlecht zusammengestellt und erweitert, die bis auf einen schon ganz oder teilweise veröffentlicht waren. Die Verfasserin war geschäftsführende Studienleiterin am EKD-Studienzentrum für Genderfragen, zuletzt Hochschulpfarrerin in Heidelberg und lehrt Praktische Theologie an der Universität Heidelberg.

Die ersten beiden Beiträge behandeln die Kategorie Geschlecht, der erste im Gender Mainstreaming als kirchlicher Strategie und in Genesis 1–3, der zweite in Karl Barths Geschlechterverständnis. Zwei weitere Aufsätze thematisieren die Frage nach Frauen in kirchlichen Führungspositionen und beschäftigen sich mit der Studie „Kirche in Vielfalt führen“ (2017), die das Studienzentrum der EKD für Genderfragen im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland in Kooperation mit dem Fraunhofer Center for Responsible Research and Innovation (CeRRI) durchgeführt hat.

Untersucht wurde, wie Frauen auf der mittleren Leitungsebene (Dekaninnen, Superintendentinnen, Pröpstinnen) in den evangelischen Landeskirchen vertreten sind (siehe *www.gender-ekd.de/publikationen.html*). Im dritten Beitrag stellt Nierop eine Verbindung von der festgestellten Unterrepräsentation von Frauen auf der mittleren Ebene zur wachsenden Bedeutung dieser Ebene durch die zunehmende Regionalisierung der Kirchen her. Im vierten Aufsatz hebt sie ein Ergebnis der Studie hervor, die „Persistenz stereotyper Rollenbilder in der Evangelischen Kirche“, und zeigt auf, wie diese nicht nur die Wahrnehmung, sondern auch die Chancen von Frauen in Leitungsämtern beeinflussen. Um dagegenzuwirken, sei es nötig, die entsprechenden Kreise für unbewusste Geschlechterstereotypen zu sensibilisieren.

Es folgen zwei Aufsätze zur Homiletik. Im fünften Beitrag „Männer- und Frauensprache auf der Kanzel?“ stellt die Theologin eine quantitativ-empirische Untersuchung von Genderunterschieden in der Sprache ausgewählter Lesepredigten vor, mit dem Ergebnis, dass es kleine, jedoch signifikante Unterschiede gibt: „Männer scheinen etwas analytischer zu predigen, Frauen etwas narrativer“, jedoch auch viele Bereiche, in denen das nicht der Fall ist. Als Konsequenz daraus plädiert Nierop für eine gendersensible homiletische Ausbildung, die dazu befähigt, im Sinne von Galater 3,27–28 „gemäß [der] eigenen individuellen Begabung und eigenen freien Entscheidung bezüglich des Predigtstils“ zu predigen. Im sechsten Beitrag setzt sie sich mit der Aussage des niederländischen Theologen Gerrit de Kruijf (1952–2013) auseinander, „Predigen ist Reden“. Sie entfaltet diese für die Homiletik im Rahmen von Kompetenzorientierung und postliberaler Theologie, mit einem Ausblick auf Genderaspekte.

Ein letzter Aufsatz behandelt Taufgespräche bei Säuglingstaufen als seelsorgerlichen Anlass, bei dem die Veränderung und Retraditionalisierung der Rollen bei jungen, heterosexuellen Eltern thematisiert werden kann. Der Band schließt mit zwei Predigten, einer zu Matthäus 20,1–16 und dem Pay Gap und einer zur Auslegung von Genesis 2–3 unter der Überschrift „biblischer Realismus“ ab.

Der Band bietet interessante Impulse zur Beschäftigung mit Gender in verschiedenen praktisch-theologischen Bereichen. Anregend ist, dass die Theologin Jantine Nierop dabei recht unterschiedliche Themen in unerwarteter Weise miteinander verbindet. Mehrfach betont sie die Notwendigkeit, in Kirche und Gesellschaft die Lebensrealität besonders von Frauen und Müttern im Blick zu behalten. Dieser Fokus gerät an manchen Punkten in Konflikt mit dem Plädoyer der Verfasserin, Lebensmodelle in ihrer Vielfalt wahrzunehmen. Hervorzuheben ist, dass sie neben der inhaltlichen Diskussion auch verwendete Theoriekonzepte und Forschungsmethoden jeweils kurz vorstellt.

All das geschieht im Kontext wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Aufgrund der Komplexität, die damit einhergeht, wäre eine ausführlichere Darstellung teilweise hilfreich und interessant gewesen. Dies gilt vor allem für die bibelhermeneutischen Argumentationen, die hier und da etwas knapp sind. Als Denk- und Diskussionsanstöße sind die auf alle Fälle lesenswert.

UTA SCHMIDT

Der Staat Israel

Neues Ziel von Judenhass

Klaus Holz/ Thoma Haury: **Antisemitismus gegen Israel.** Hamburg Edition, Hamburg 2021, 417 Seiten, Euro 35,–.

Judenfeindschaft – seit dem späten 19. Jahrhundert als „Antisemitismus" bezeichnet – gehört zur DNA des christlichen, ja sogar des vorchristlichen Abendlandes. Eine Reaktion von Jüdinnen und Juden darauf war Ende des 19. Jahrhunderts der Wunsch, einen wehrhaften und beschützenden Staat ihr Eigen zu nennen. Dieser erst nach dem Holocaust Wirklichkeit werdende Wunsch aber war seit seinen ersten Artikulationen allemal Ziel von Judenhass – geradeso wie der 1948 gegründete Staat Israel bis zum heutigen Tag.

Diesem Phänomen widmet sich ein von Klaus Holz, dem Generalsekretär der Evangelischen Akademien in Deutschland, und Thomas Haury – der zuletzt ein Buch unter dem Titel *Antisemitismus von links* publiziert hat – gemeinsam verfasstes Buch. Im Zentrum dieses ebenso präzise argumentierenden wie historisch weit ausgreifenden Bandes steht ein Phänomen, das als „Israel bezogener Antisemitismus" bezeichnet wird.

Zu lernen ist daher nicht nur, dass und wie Stalinismus, DDR sowie linksradikale deutsche Terroristen den Judenstaat verteufelt und zum Inbegriff US-amerikanischen Imperialismus erklärt haben, sondern dass sogar schon Hitler und sein Chefideologe Alfred Rosenberg den Zionismus verteufelt haben, hieß es doch schon in Hitlers *Mein Kampf*: „Sie [die Zionisten, M. B.] denken gar nicht daran, in Palästina einen jüdischen Staat aufzubauen, um ihn etwa zu bewohnen, sondern sie wünschen nur eine mit eigenen Hoheitsrechten ausgestattete, dem Zugriff anderer Staaten entzogene Organisationszentrale ihrer internationalen Weltbegaunerei; einen Zufluchtsort überführter Lumpen und eine Hochschule werdender Gauner."

Doch geht es bei alledem keineswegs nur um Vergangenheiten, sondern auch – und nicht zuletzt – um christliche Formen von antisemitischer Kritik am Staat Israel, wie sie sich zuletzt im „Kairos-Palästina-Dokument" des Weltkirchenrates geäußert haben. Dabei rücken auch namhafte evangelische Christen Deutschlands ins Blickfeld, etwa der Heidelberger Theologe Ulrich Duchrow, dem die Autoren angesichts seiner Behauptung, der Staat Israel sei die „Speerspitze des Kolonialismus", vorhalten, „eine recht krude Variante aus dem Arsenal der Judenfeindschaft" mit theologischem Antijudaismus verbunden zu haben.

Systematisches Zentrum der komplexen, niemals unbegründeten Kritik an israelbezogenem Antisemitismus aber ist die Auseinandersetzung der beiden Autoren mit jüdischen Kritikern und Kritikerinnen israelischer Politik – hier vor allem mit der bewusst jüdisch auftretenden Judith Butler. Judith Butler – eine „israelbezogene Antisemitin"? Doch sind die Dinge so einfach nicht – ist doch auch Holz und Haury nur zu bewusst, wie kritikwürdig manche Züge der israelischen Politik sind. Weshalb sich die systematische Frage stellt: „Was wäre eine „proisraelische Politik", die mit einer universalistischen Ethik vereinbar ist und die Antisemitismuskritik nicht unterläuft."

Diese schwerwiegende Frage beantworten Holz/Haury mit einem Verweis auf die Tradition der idealistischen Philosophie, namentlich auf Hegels „Phänomenologie des Geistes"; sei doch die israelbezogene Antisemitismuskritik „eine Form des unglücklichen Bewussteins", denn:

„Der ihr inhärente Universalismus lässt sich nur als bedingter Universalismus einlösen. Es ist zu wenig zu fordern, Antisemitismuskritik müsse von Rassismus

Auf der Suche

Heinrich Bedford-Strohm: Frömmigkeit und Glück. Claudius Verlag, München 2022, 125 Seiten, Euro 14,–.

„Frömmigkeit ist ein Zukunftsmodell", sagt der bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm. Und: Frömmigkeit und Glück seien Geschwister. Er erklärt, warum. Denn er erörtert die Botschaften des Glücksforschers Karl-Heinz Ruckriegel vor dem Hintergrund des Christentums und stellt die biblischen Geschichten heraus. Dankbarkeit, Vergebung, Zuversicht: „Es ist nicht gewagt, den modernen Menschen von heute die Bibel als eine Schule des Glücks anzuempfehlen", so der leitende Theologe. Eine sehr berührende Lektüre.

Das Phänomen Sehnsucht

Gerhard Marcel Martin: Sehnsucht leben. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022, 131 Seiten, Euro 19,–.

Sehnsucht – eine Wortkomposition, wenn das Sehnen zur Sucht wird. So lange der Mensch lebt, sehnt er sich nach dem Anderen, hat er ein Verlangen, das nicht zu stillen ist. Der emeritierte Marburger Theologieprofessor Gerhard Marcel Martin begibt sich auf die Spur dieses Phänomens und fragt nach Begriff und Bedeutung, auch interreligiös und interkulturell. Und danach, wie radikale Sehnsucht gelebt werden kann. Philosophen, Theologinnen, Dichter und Sängerinnen bieten Einsichten und Erkenntnisse aus ihrem Leben, mit denen der evangelische Theologe Konzepte formuliert.

Kurzer Gang in die Freiheit

Alberto Vigevani: Ein kurzer Spaziergang. Friedenauer Presse, Berlin 2022, 79 Seiten, Euro 16,–.

Der in Mailand geborene italienische Schriftsteller Alberto Vigevani (1918–1999) beschreibt in seinem ergreifenden Text, was der Fund eines alten Überseekoffers auf dem Dachboden bei ihm auslöst. Mit diesem „General" genannten Koffer, einem Hochzeitsgeschenk seiner Tante Jole und seines Onkels Giorgetto, waren er und seine Frau in die Flitterwochen aufgebrochen und wollten im Anschluss nach Amerika ausreisen. Sie sahen 1938 für sich, er Jude, sie Katholikin, keine Zukunft mehr in Europa. Doch es kam anders. Davon und wie es ihren jüdischen Verwandten ergangen ist, erzählt Vigevani. Es ist eine berührende, tieftraurige Geschichte zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

unterschieden werden [….] Vielmehr ist die antisemitismuskritische Norm, dass keine Ungleichheit gegen Jüdinnen und Juden legitim sein kann, weil sie jüdisch sind, nicht auf eine partikulare Gruppe beschränkbar. […]Nichts am Antisemitismus ist der Kritik zu entziehen, auch dann nicht, wenn die Kritik in Dilemmata, Ambivalenzen, Ungewissheiten mündet."

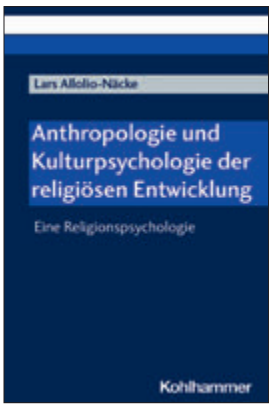
Bei Hegel jedenfalls ist das „unglückliche Bewusstsein" in sich entzweit, aber eben so, dass es auch immer sein Anderes bei sich hat. Das heißt in diesem Fall, dass eine moraluniversalistische Kritik israelischer Politik immer dann legitim und stimmig ist, wenn sie sich der Gefahr bewusst ist, sich antisemitischer Gedanken zu bedienen.

Es ist im Rahmen einer räumlich begrenzten Rezension nicht möglich, dem historischen Reichtum, der Schärfe der Argumentation sowie der materialen Fülle des übersichtlich gegliederten Bandes gerecht zu werden. Gleichwohl ist er zumal all jenen ans Herz zu legen, die sich aus grundsätzlichen moralphilosophischen oder theologischen Überlegungen heraus mit deutscher Verantwortung angesichts des Holocaust, des Israel-Palästina-Konflikts sowie mit Formen des antimuslimischen Rassismus befassen.

MICHA BRUMLIK

Innovativ

Eine Religionspsychologie



Lars Allolio-Näcke: **Anthropologie und Kulturpsychologie der religiösen Entwicklung.** Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022, 243 Seiten, Euro 39,–.

Während kulturelle Phänomene wie Arbeit, Sport, Musik oder Werbung psychologisch recht gut erforscht sind, fristet die Religionspsychologie im säkularisierten Europa ein Schattendasein. Das ist erstaunlich, denn durch psychologische Studien würde man sowohl dysfunktionalen Glauben (zum Beispiel Fremdenhass, religiösen Missbrauch, Verschwörungstheorien) als auch hilfreiche Formen wie spirituelle Krisenbewältigung oder religiöse Angst- und Trauerbewältigung besser verstehen und gezielter nutzen können. Zwar liegen einige theologische Entwürfe vor, etwa in der Kohlhammer-Reihe „Kompendien Praktische Theologie" von dem Hamburger Pastor Marks. Der Psychologe Allolio-Näcke hat einen anderen Weg gewählt und geht streng sozialwissenschaftlich vor. Fachlich war die Religionspsychologie bisher der Theologie oder der Religionswissenschaft zugeordnet. Im ersten Teil seines Buches skizziert der Autor den historischen Werdegang einer oft vereinnahmten Disziplin. Deutlich grenzt er sich von den missionarischen Absichten früherer Religionspsychologen ab – viele von ihnen waren protestantische Pfarrer. Wenn man mit dem Autor religiösen Glauben als eine seelische Fähigkeit und ein universales Phänomen, eine „anthropologische Konstante" quer durch alle Kulturen ansieht, liegt die psychologische Perspektive auf der Hand. Dabei konzentriert Allolio-Näcke seine Religionspsychologie auf die Wachstums- und Entwicklungsdynamik des Menschen.

Als Kernstück des Buches werden die geläufigen Modelle religiöser Entwicklung von Oser/Gmünder, Fowler, Sundén und Vergote analysiert und gewürdigt. Aus kulturpsychologischer Sicht wird vor allem ein unreflektierter Ethnozentrismus der Modelle und der damit verbundenen Grundannahme des Universalismus kritisiert, welche der Autor in Schleiermachers Idee des homo religiosus verwurzelt sieht. Dieses Apriori wird von Allolio-Näcke aus kulturpsychologischer Perspektive als falsch betrachtet, weil damit nicht nur die Sozialisation mit ihren kulturellen Praktiken und sprachlichen Besonderheiten vernachlässigt würde. Gleichzeitig bestehe die Gefahr, nicht-religiös sozialisierte Heranwachsende als defizitär anzusehen.

Als Alternative stellt der Autor eine Kulturpsychologie religiöser Entwicklung vor, die ein besseres Verständnis der Religiosität vor dem Hintergrund der jeweils individuellen kulturellen Geschichte ermögliche. Ausgangspunkt ist die Herausbildung des Urvertrauens im Säuglingsalter, welches das Fundament allen Sozialen und somit auch des Religiösen sei. Dieses Urvertrauen müsse sich auf Gott

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Dr. Micha Brumlik
Professor em. für Erziehungswissenschaft an der Universität Frankfurt/Main

Paul-Henri Campbell
Katholischer Theologe und Autor, Wien

Nathalie Eleyth
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre der Universität Bochum

Jan Feddersen
Journalist, Berlin

Dr. Udo Feist
Autor, Dortmund

Dr. Uwe Gieler
Klinikdirektor der Vitos-Klinik für Psychosomatik, Gießen

Dr. Thomas Groß
Kulturredakteur des *Mannheimer Morgen*

Dr. Volker Grunert
Akademischer Rat an der PH Schwäbisch-Gmünd

Dr. Claudia Jahnel
Professorin für Interkulturelle Theologie und Körperlichkeit an der Universität Bochum

Dr. Helmut Kremers
Chefredakteur i. R., Düsseldorf

Dr. Reinhard Lassek
Wissenschaftsjournalist, Celle

Thomas Linke
Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Leipzig

Werner Milstein
Pfarrer, Brilon

Dr. Andreas Müller
Professor für Theologie an der Universität Kiel

Angelika Obert
Pfarrerin i. R., Berlin

Dr. Wolfgang Pfüller
Pfarrer i. R., Leipzig

Dr. Hans-Ulrich Probst
Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Tübingen

Dr. Traugott Schächtele
Prälat für Nordbaden, Schwetzingen

Dr. Bernd Schlüter
Hochschullehrer und Anwalt, Berlin

Dr. Uta Schmidt
Professorin für Feministische Theologie und Gender Studies an der Augustana Hochschule Neuendettelsau

Dirk Siedler
Pfarrer, Düren

Christian Spicker
Fotograf, Berlin

Dr. Christian Staffa
Beauftragter der EKD für den Kampf gegen Antisemitismus, Berlin

Dr. Karl Tetzlaff
Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Halle/Saale

Dr. Roger Töpelmann
Journalist, Berlin

Dr. Michael Utsch
Psychotherapeut und Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Berlin

zeitzeichen-Service
Lesertelefon 069/58098-191

Emil-von-Behring-Straße 3
60439 Frankfurt am Main
kundenservice@gep.de

IMPRESSUM

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Wolfgang Huber, Berlin
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christiane Tietz, Zürich
Michael Weinrich, Bochum

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/7252-230, Fax 0711/7252-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet EUR 84,– (inkl. Versandkosten). Ruheständler, Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 7,50. Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

KLIMAKOLLEKTE Klimafreundlich gedruckt

hin abstrahieren und erfahrungsrelevant werden. Eine solche religiöse Sinnstruktur ist für den Autor folglich nicht vor der Adoleszenz möglich. Einen hohen Stellenwert nimmt die religiöse Sozialisation ein, die jedoch nachgeholt werden kann, Stichwort Konversion. Da jede Kultur andere religiöse Symbole ausbilde und sich das Individuum diese mittels kulturspezifischer Handlungen und Sprache aneigne, müsse jeglicher Anspruch auf eine kulturelle Universalität religiöser Entwicklung fallengelassen werden.

Das Buch ist erfreulich verständlich geschrieben und kommt fast ohne Fachbegriffe aus. Der hier entfaltete kulturpsychologische Blick auf die Religiosität des Menschen bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte, Glauben und Hoffen in seiner kulturellen Vielfalt zu schätzen und ihre unterschiedlichen Ausprägungsformen miteinander ins Gespräch zu bringen. In einer durch Feindbilder bedrohten Gesellschaft liefert eine kultursensible Religionspsychologie wertvolle Verständigungshilfen, das Gemeinwohl zu stärken und zu fördern.

MICHAEL UTSCH

Für Gemeinden

Islam kurz erklärt

Reinhard Hempelmann/ Gerhard Duncker: **Wie Christen und Muslime miteinander leben können.** Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 109 Seiten, Euro 15,–.

Siebenundsiebzig Fragen und Antworten zum Islam auf 109 Seiten? Nimmt man noch die Anlagen weg, so bleiben 62 Seiten, also wenig Platz für zum Teil komplexe Fragen. Kann das gut gehen? Nun sind die Autoren ausgewiesene Experten: Gerhard Duncker war ein Jahrzehnt evangelischer Pfarrer in Istanbul und dann 15 Jahre Islambeauftragter der westfälischen Kirche. Reinhard Hempelmann leitete zwanzig Jahre die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen der EKD. Beide haben vor 15 Jahren die seinerzeit umstrittene EKD-Handreichung zum Dialog mit Muslimen „Klarheit und gute Nachbarschaft“ mitverfasst.

Die Fragen werden auf 13 Themenfelder aufgeteilt: „gute Nachbarschaft“, „islamische Vielfalt“, Nutzung kirchlicher Gebäude, Moschee(bau), natürlich Kopftuch, auch Konversionen und christlich-muslimische Ehen. „Integration“ folgt als letztes Kapitel auf „Tod und Bestattung“. Diese Fragen hätten programmatisch auch gut an den Anfang zur „guten Nachbarschaft“ gepasst.

Positiv ist herauszustellen, dass die komplexen Themen gut nachvollziehbar auf Einzelfragen aufgeteilt wurden. Dadurch ist das Büchlein sehr gut lesbar, der Umfang schreckt auch nicht ab. Bei 77 Fragen wird kaum eine ausgelassen: Die Vielfalt der muslimischen Vereine und ihrer Verbände wird benannt. Mit welchen Gemeinden kann eine Kirchengemeinde in einen Dialog eintreten (kommt auf jeden Einzelfall vor Ort an, pauschale Urteile sind zu vermeiden). Für Kirchenvorstände interessant: Aufgrund des demografischen Wandels steht gelegentlich auch der Verkauf von kirchlichen Gebäuden zur Debatte. Dabei gelte für die Autoren: „Je höher die religiöse Zeichenfunktion des … Gebäudes, desto weniger kommen Vermietung oder Verkauf … in Betracht.“ Bei Kirchen wäre ein Verkauf noch konfliktreicher, auch wenn die Autoren ihn nicht prinzipiell ausschließen.

Anders beim gemeinsamen Gebet von Christen und Muslimen: Das könne es aufgrund des unterschiedlichen Gottesverständnisses nicht geben, wohl aber das Gebet in Anwesenheit der jeweils Anderen. Darin komme die Verbundenheit zwischen Christen und Muslimen zum Ausdruck. Bei den Hinweisen für solche Feiern wird betont, dass Unterschiede nicht übergangen werden. Dabei hätten auch vermeintliche „Äußerlichkeiten“ wie Gewänder ihre besondere Bedeutung.

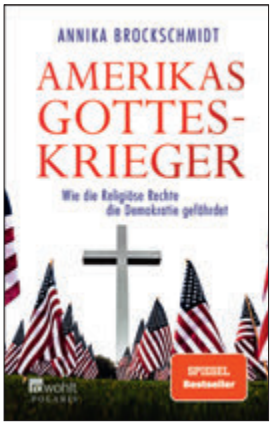
Das Büchlein spricht viele wichtige Themen des Dialogs an, insbesondere solche, die sich aus der Perspektive einer Kirchengemeinde ergeben, und bietet jeweils erste Ansatzpunkte, um sich mit den Themen zu befassen. Zu jedem Thema ist aber auch zu sagen: In Wirklichkeit ist es

komplexer. Das ist zwar nichts Neues, ist aber gerade in Bezug auf den Islam wichtig, weil die Berichterstattung sonst schon oft genug auf Vereinfachung und Plakativität setzt. Wer bei den einzelnen Themen mehr ins Detail geht, stellt schnell fest, dass die Antworten oft differenzierter sein müssten; dass manches gar nicht so klar ist wie dargestellt. Was ist zum Beispiel halal (also erlaubt)? Schweinefleisch und Alkohol sind verboten, aber wie sieht es mit Zusatzstoffen aus? Gibt es Spielräume für situationsspezifische Auslegungen koranischer Gebote? Letztlich sind die Antworten von bestimmten muslimischen Auslegungstraditionen abhängig. Das führt zu der Frage, die dann vielleicht doch fehlt: Gibt es im Islam unterschiedliche Arten, den Koran auszulegen? Und: Wie wird „der" Islam an deutschen Universitäten gelehrt? Fazit: Viele Fragen bleiben offen, aber ein Anfang zum weiteren Nachdenken.

DIRK SIEDLER

Kundig

Religiöser Nationalismus



Annika Brockschmidt: **Amerikas Gotteskrieger.** Rowohlt Verlag, Berlin 2021, 416 Seiten, Euro 16,–.

Der Präsident ein notorischer Lügner, der seine Frau betrügt, rassistisch gegen Migranten hetzt, den Schulterschluss mit Rechtsextremisten sucht und gleichzeitig die Unterstützung eines beträchtlichen Anteils der christlichen (weißen) Wähler erfährt. Schwer verständlich und nicht nachvollziehbar?

Ganz im Gegenteil, wie Annika Brockschmidt, Historikerin und Journalistin, in ihrem lesenswerten Buch auf etwa 400 Seiten deutlich macht. Sie zeichnet nach, dass schon seit mehreren Jahrzehnten die Entstehung eines christlichen Nationalismus in den USA erkennbar ist, der erst in jüngerer Vergangenheit in der Unterstützung Trumps und dem Glauben an gestohlene Wahlen in aller Deutlichkeit in die Öffentlichkeit trat. Die Religiöse Rechte ist für Brockschmidt kein Randphänomen des weißen Evangelikalismus. Diese Entwicklung der (lange verdeckten) Politisierung wird bis heute gerne monokausal auf die Gegnerschaft gegen ein liberales Abtreibungsrecht zurückgeführt. Doch es ist komplizierter: Brockschmidt arbeitet in ihrer historisch informierten und kundigen Analyse des weißen Evangelikalismus heraus, wie stark beispielsweise das Ende der Segregation in den USA zur christlichen Konnotation von white supremacy führte. Dabei zeichnet sie ein differenziertes Bild von der religiösen Lage in den USA: Ohne simplifizierend von „den Evangelikalen" zu reden, beschreibt sie eine Unzahl an Organisationen und Medienimperien, die in den vergangenen Jahrzehnten zu der Herausbildung eines rechten Christentums in der Breite des weißen Evangelikalismus in den USA beigetragen haben. Der Modus der vorherrschenden religiösen Kriegsführung einer „disziplinierten Armee" religiöser Rechter tritt mit diesen Einblicken offen zu Tage.

Brockschmidt macht auch den Brückenschlag in die Sphäre der politischen Macht: Vor allem die Regentschaften der Präsidenten Reagan und Trump seien durch die Unterstützung des christlichen Nationalismus geprägt gewesen. Nicht zuletzt diese Unterstützung, beispielsweise durch die Besetzung von entscheidenden Richterposten, verwandelte Trump zur messianischen Figur: Trump sei wie König David, der sich ebenfalls nicht ganz integer verhalten habe, aber eben ein Instrument Gottes gewesen sei. Mit dem Personenkult korrespondiert der Glaube an Fake News und Verschwörungserzählungen. Auch analysiert Brockschmidt die gesellschaftspolitischen Dimensionen des rechten Christentums: Neoliberaler Kapitalismus ohne Rücksicht auf soziale Verwerfungen erfahre eine religiöse Legitimation, wenn ökonomischer Reichtum als Ausdruck des segenreichen Handelns Gottes am Menschen interpretiert werde (Wohlstandsevangelium). Problematisierend geht Brockschmidt auf Geschlechterstereotype von starken männlichen Eroberern und hübschen, willenlosen Frauen ein: Jesus werde zum kraftstrotzenden Vorbild für das männliche Dominanzgebaren. Die Identität des christlichen Nationalismus entstehe dabei in Abgrenzung zu vermeintlich dämonischen Sphären der modernen und pluralen Gesellschaft: Nach 9/11 seien dies Muslime gewesen, die rassistische Ausgrenzung erfahren hätten. Heute sei in besonderer Weise die sichtbare sexuelle Vielfalt die Angriffsfläche rechter Evangelikaler.

Die Stärke des Buches liegt unzweifelhaft in der kleinteiligen Entschlüsselung zahlreicher Akteure des christlichen Nationalismus in den USA. Dieser Einblick lässt pessimistisch auf die demokratische Zukunft der USA blicken. Der theologische Tiefgang fehlt dagegen bei der Auseinandersetzung um wortfundamentalistische Auslegungen des biblischen Textes. Auch auf die Rolle von Dietrich Bonhoeffer für religiöse Rechte wartet man vergeblich. Doch wer die politische Agenda des christlichen Nationalismus und die gesellschaftliche Entzweiung in den USA verstehen will, dem sei Annika Brockschmidts Buch empfohlen.

HANS-ULRICH PROBST

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Skizzen

Geograf und Künstler

Joachim Krause: **Otto Delitsch – Geograph und Künstler.** Sax-Verlag Markkleeberg 2022, 168 Seiten, Euro 24,80.

Vor 200 Jahren wurde Otto Delitsch (1821–1882) geboren, ein namhafter Leipziger Geograf und Theologe. Aufgewachsen am Rand des Erzgebirges hatte er schon von klein auf bei Beobachtungen im Freien, beim Zeichnen von Flurkarten, bei Vermessungsarbeiten im Gelände und auf ausgedehnten Wanderungen wichtiges Rüstzeug für seine spätere Tätigkeit erworben. Delitsch, der ursprünglich Theologie studiert hatte, war lebenslang als Lehrer in Leipzig tätig. Zuvor hatte er eine weit verbreitete, mehr als 50 Jahre lang immer wieder nachgedruckte illustrierte und kommentierte Familienbibel herausgegeben. Er war Verfasser zahlreicher praktischer sowie methodischer Handreichungen für den Geografieunterricht in Schulen – er führte zum Beispiel eine neue Art der Darstellung von Höhenschichten auf Landkarten ein und entwickelte auf Wachstuch gedruckte abwaschbare „stumme" Karten. Und er gestaltete eine große Schulwandkarte für das Königreich Sachsen sowie für eine europaweit agierende Manufaktur die Vorlagen für Erdgloben. 1874 wurde er zum außerordentlichen Professor für Geografie an der Universität Leipzig ernannt. Der Drang nach lebendiger Anschauung führte ihn auf zahlreiche Reisen durch Deutschland und halb Europa. Das Gesehene hat Delitsch in „Skizzenbüchern" aufbewahrt. Über 170 seiner bisher unbekannten meisterhaften Zeichnungen – Motive aus der mitteldeutschen Heimat sowie aus Italien, Frankreich und der Bergwelt der Alpen – legen davon Zeugnis ab und werden nun in einem Buch erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Das ist das Verdienst des früheren Umweltbeauftragten der sächsischen Landeskirche, Joachim Krause, der sich auf die Spuren seines Urgroßvaters gemacht hat.

EBERHARD KRAUSE

Empfohlen von Pfarrer Christian Engels, Leiter des Filmkulturellen Zentrums der EKD, Frankfurt/Berlin.

Warten auf Bojangles

Der kurze und sehr erfolgreiche Roman *Warten auf Bojangles* erzählt von einem leidenschaftlichen Paar mit einem Sohn, das exzessiv lebt und glücklich ist, bis eine Krankheit alles bedroht. Jetzt kommt die Verfilmung. Ein Stoff, der schon oft erzählt wurde, aber hier wird er auch für das Publikum zu einer Achterbahnfahrt, weil es Regisseur Regis Roinsard wie schon bei seinem Erfolg „Mademoiselle Populaire" gelingt, das Publikum mit Charme und fröhlichen Bildern zu becircen, was die anschließende Entwicklung umso erschütternder macht. Und von den Schauspielern Virginie Efira und Romain Duris in den Hauptrollen kann man nie genug sehen.

125 Minuten, ab 4. August
Regie: Regis Roinsard

Eine göttliche Komödie

2011 erhielten Stefan Sarazin und Peter Keller vom damaligen Kulturstaatsminister Bernd Neumann den Drehbuchpreis für dieses Projekt. Zehn Jahre später ist es den beiden gelungen, ihr Buch zu verfilmen. Schon dahinter steckt eine Geschichte darüber, wie schwer es ungewöhnliche Ideen in Deutschland haben. Dieser Film erzählt von einem ultraorthodoxen Juden aus New York, der nach Alexandria reist, weil dort der zehnte Mann fehlt, den die Gemeinde zum Überleben braucht. Als er in der Wüste strandet, wird er von einem Beduinen auf der Suche nach seinem Kamel mitgenommen. Auf ihrem Roadtrip kommen sich die beiden Männer, die sich aus religiösen Gründen ablehnen, näher.

120 Minuten, ab 4. August
Regie: Stefan Sarazin, Peter Keller

Alcarràs

Der Film hat die diesjährige Berlinale gewonnen, als erster Film auf Katalanisch. Er ist das Werk einer spannenden jungen Regisseurin. Carla Simón war mit sechs Jahren Vollwaise und wuchs bei Verwandten auf. 2017 machte sie das zum Inhalt ihres ersten, wunderbaren Spielfilms „Fridas Sommer". Jetzt erzählt sie das Leben ihrer Familie weiter. Die Pfirsichpflanzung des Großvaters soll durch eine Solarzellenanlage ersetzt werden, und der Streit darüber zerreißt die Familie beinahe. Simón erzählt mit Laienschauspielerinnen und -spielern eine intensive, berührende Geschichte über Veränderungen in der Landschaft, in der Wirtschaft und in der Familie. Eine unbedingte Empfehlung.

120 Minuten, ab 11. August
Regie: Carla Simòn

Neuer Generalsekretär des Weltkirchenrates

Foto: epd

Jerry Pillay, Dekan der Fakultät für Theologie und Religion der Universität Pretoria, wird am 1. Januar Generalsekretär des Weltkirchenrates. Der 57-jährige Presbyterianer folgt dem rumänisch-orthodoxen Pfarrer Ioan Sauca (66) nach. Pillay konnte sich bei einer geheimen Abstimmung im Zentralausschuss des Weltkirchenrates gegen die Syrisch-Orthodoxe Elizabeth Joy (61) durchsetzen, die zum Kuratorium des Nationalen Kirchenrates von Großbritannien gehört. Pillay war von 2010 bis 2017 Präsident der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen (vormals: Reformierter Weltbund). Im Weltkirchenrat sind 352 papstunabhängige Kirchen mit über 580 Millionen Mitgliedern zusammengeschlossen.

CDU-Mann folgt Grünem

Peter Stein, der von 2013 bis 2021 CDU-Bundestagsabgeordneter war, hat bei der evangelischen Hilfsorganisation „Brot für die Welt“ das Referat Lobbykoordination und Dialog übernommen. Der 54-Jährige ist Nachfolger von Thilo Hoppe (64), der Bundestagsabgeordneter der Grünen gewesen war, bevor er 2014 zu „Brot für die Welt“ wechselte. Stein war Mitglied des Bundestagsausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Zu seinen Kernthemen gehörten Urbanisierung, die Entwicklung ländlicher Räume und Welternährungsfragen.

Wechsel bei der Heilsarmee

Oberstleutnant Cedric Hills wird am 1. September Leiter der Heilsarmee in Deutschland, Litauen und Polen. Seine Frau, Oberstleutnantin Lyn Hills, wird die Frauenarbeit in den drei Ländern leiten. Die beiden folgen dem Ehepaar Oberst Hervé und Oberstin Deborah Cachelin nach, die in den Ruhestand treten.

Erstmals Frau berufen

Foto: Pastoralkolleg Ratzeburg

Pastorin Anne Gidion, die seit fünf Jahren das Pastoralkolleg der Nordkirche in Ratzeburg leitet, wird am 21. Oktober Bevollmächtigte der EKD bei den Organen des Bundes in Berlin und der EU in Brüssel. Die 51-Jährige folgt Martin Dutzmann (66) nach, der Ende Juni in den Ruhestand trat. Gidion, die in Göttingen geboren wurde, ist die erste Frau in dem Amt, das 1949 mit der Gründung der Bundesrepublik eingerichtet wurde. Von 1999 bis 2001 war sie Referentin im Büro des EKD-Bevollmächtigten und von 2001 bis 2004 im Bundespräsidialamt Referentin für die Kontakte zu Kirchen und Religionsgemeinschaften.

Wechsel bei den Pfadfindern

Den neuen Vorstand des Verbands Christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder (VCP) bilden die Stuttgarter Kybernetikstudentin Leah Albrecht (22), der Hamburger Diakon Peter Keil (38), Diplom-Ingenieur Eric Stahlmann (34) und IT-Manager Daniel Werner (40), die beide aus Hannover kommen. Sie sind Nachfolger von Neals Nowitzki, Oliver J. Mahn und Natascha Sonnenberg. Zum evangelischen VCP gehören rund 47 000 junge Leute. Schwerpunkte der Arbeit sind den Angaben des VCP zufolge Erziehung zu Toleranz und Demokratiefähigkeit, Schutz von Natur und Umwelt, die Orientierung am Evangelium, Internationalität, aber auch Spaß am Abenteuer. *www.vcp.de*

Bundesverdienstkreuz für Neutestamentler

Der Neutestamentler Hans-Joachim Eckstein, der von 2001 bis zu seiner Emeritierung 2016 an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen lehrte, hat das Bundesverdienstkreuz erhalten. Der 72-Jährige habe „Herausragendes geleistet und sich um das Gemeinwohl verdient gemacht“, sagte Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Eckstein war von 2004 bis 2021 Mitglied der EKD-Kammer für Theologie.

Weeber leitet künftig Pfarrseminar

Martin Weeber, Gemeindepfarrer in Gerlingen bei Stuttgart, leitet künftig das Pfarrseminar der württembergischen Landeskirche. Der 60-Jährige folgt Karl Hardecker (66) nach, der in den Ruhestand tritt. Den Namen „Pfarrseminar“ wählte die württembergische Landeskirche, um ihre Ausbildungsstätte für Vikare von dem 1877 gegründeten „Predigerseminar“ der methodistischen „Evangelischen Gemeinschaft“ in Reutlingen abzuheben.

ANGEZEIGT

Friedensdekade

Die EKD hat ein Heft mit Bausteinen für Friedensgottesdienste veröffentlicht. Anlass ist die Friedensdekade, die vom 6. bis zum 16. November unter dem Thema „Zusammenhalt“ gehalten wird. Die 42 Seiten starke Publikation, die 55 Cent kostet, enthält Vorschläge für die Liturgie, Lieder, Fürbitten, eine Bildmediation und die Aufbereitung des Themas für Kinder und Jugendliche. Beigefügt ist eine Lesepredigt. Bestellanschrift: *versand@ekd.de*. Zum Runterladen: *www.ekd.de/bittgottesdienst2022*

Online-Abendmahl in Ausnahmefällen

Die Synode der württembergischen Landeskirche hat sich in der Frage, ob ein Online-Abendmahl zulässig ist, auf einen Kompromiss geeinigt. Leiter und Teilnehmende eines Abendmahls sollen normalerweise in einem Raum gemeinsam feiern, heißt es in dem neuen Passus der Abendmahlsordnung. Aber in Ausnahmefällen ist ein interaktives Online-Abendmahl mit einem Videokonferenzprogramm zulässig oder ein hybrider Gottesdienst, bei dem in der Kirche und parallel dazu per Videokonferenz das Abendmahl gefeiert wird. Das Kirchengesetz zum Online-Abendmahl tritt im Oktober in Kraft und ist auf zwei Jahre befristet. Danach sollen die Erfahrungen gesammelt und ausgewertet werden.

Dialog oder Moratorium?

Die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen (WRK) hat den Weltkirchenrat (ÖRK) im Vorfeld seiner Vollversammlung in Karlsruhe aufgefordert, der russisch-orthodoxen Kirche einen Dialog anzubieten. Man solle allerdings nicht akzeptieren, wenn religiöse Sprache zur Rechtfertigung von Kriegen missbraucht werde, sagte WRK-Generalsekretär Hanns Lessing nach einer Sitzung des Zentralausschusses des Weltkirchenrates in Genf. Im ÖRK sind auch Forderungen zu vernehmen, die Mitgliedschaft der russisch-orthodoxen Kirche auszusetzen, weil deren Patriarch Kyrill I. den Krieg des Putin-Regimes gegen die Ukraine offen unterstützt (siehe Seite 12).

Foto: dpa

Rom: 100 Jahre evangelisch-lutherische Christuskirche.

Taufbecken von Eisleben gestiftet, Altar von Erfurt, Kanzel von Magdeburg

Die deutsche evangelische Kirchengemeinde in Rom hat mit einem Festgottesdienst das 100-jährige Bestehen ihrer Kirche gefeiert. In ihrer Predigt sagte EKD-Ratsvorsitzende Annette Kurschus, die Christuskirche solle „ein freundlicher Begegnungsort für Gläubige aller Konfessionen“ sein. Der Präsident des Päpstlichen Einheitsrates Kardinal Kurt Koch forderte in seiner Predigt die Mitglieder der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche auf, „in Liebe und Wahrheit aufeinander zu hören … auch und gerade dann, wenn Unterschiede deutlich werden, die wir einander noch zumuten müssen“. Die Christuskirche, die unweit der Villa Borghese liegt, wurde kriegsbedingt erst 1922 eingeweiht. Der Grundstein war schon 1911 gelegt worden. Mit dem Bau hatte Kaiser Wilhelm II. den Berliner Architekten Franz Schwechten (1841–1924) beauftragt, der schon die nach dem Großvater des Monarchen benannte Gedächtniskirche im Westen Berlins errichtet hatte. Das Taufbecken der Christuskirche wurde von Martin Luthers Geburtsstadt Eisleben gestiftet, der Altar von Erfurt, wo er 1507 als Ordenspriester seine erste Messe gefeiert hatte, und die Kanzel von Magdeburg, das 1524 evangelisch wurde, nachdem Luther dort mehrmals gepredigt hatte. Die Christuskirche in Rom ist die erste evangelische Kirche weltweit, die nach der Reformation ein Papst besuchte. Johannes Paul II. predigte dort 1983, Benedikt XVI. 2010 und Franziskus 2015. Die Gottesdienste in der Christuskirche werden einmal im Monat auch zweisprachig, auf Deutsch und Italienisch, gehalten.

Römisch-katholische Kirche: starker Mitgliederrückgang

In Deutschland hat 2021 erstmals weniger als die Hälfte der Bevölkerung einer der beiden Großkirchen angehört. Dieser Befund ergibt sich, nachdem auch die römisch-katholische Bischofskonferenz eine Mitgliederstatistik veröffentlicht hat. Danach haben die deutschen Bistümer 21,6 Millionen Mitglieder, was 26 Prozent der Bevölkerung entspricht. Die Zahl der Austritte stieg 2021 gegenüber den Vorjahren deutlich auf rund 359 000 (2020: 221 000; 2019: 273 000). Laut der im März veröffentlichten Statistik der EKD gehörten mit 19,7 Millionen Menschen 23,7 Prozent der Bevölkerung einer evangelischen Landeskirche an. Berücksichtigt man aber auch kleinere Kirchen, sind mehr als die Hälfte der Bevölkerung Kirchenmitglieder. So haben die orthodoxen Kirchen in Deutschland knapp zwei Millionen Mitglieder und die in der Vereinigung Evangelischer Freikirchen zusammengeschlossenen Kirchen rund 280 000. Hinzu kommen diejenigen, die sich in unabhängigen christlichen Gemeinschaften treffen.

Politik und Meditation

Die Kirchen ergänzen die Kasseler Documenta erneut mit eigenen Beiträgen

THOMAS GROSS

Eine Stadt im Zeichen der Kunst und des Streits darüber: Noch bis 25. September ist Kassel Schauplatz der Documenta. Die 15. Ausgabe hat das indonesische Künstlerkollektiv Ruangrupa kuratiert, dessen Werkauswahl bereits ein politisches Nachspiel hatte, nachdem eine Arbeit mit antisemitischem Inhalt an einem exponierten Ort unmittelbar vor der Eröffnung aufgestellt und nach heftigen Protesten wieder abgehängt worden war. Der Anteil westeuropäischer und nordamerikanischer Arbeiten dürfte so niedrig wie nie zuvor liegen. Der asiatische und afrikanische Part markiert das Gegenteil. Hoch ist auch der Anteil jener Werke, die ihren Fokus auf Natur und umfassende Gerechtigkeit richten, sowie derjenige künstlerischer Kollektive. Und wie gewohnt beteiligen sich auch die Kirchen am Gesamtprogramm der Kunstschau.

Die Gruppe Ruangrupa setzt dem westlichen Leistungsprinzip die Idee der Solidarität entgegen. Das zentrale Fridericianum wurde zum Raum der Begegnung, mit Werkstätten, in denen Kunstschaffende zum Gespräch und Mitmachen einladen. Man möchte die Idee einer friedlichen Weltgemeinschaft illustrieren, die niemanden aufgrund von Hautfarbe, Klasse oder geografischer Herkunft benachteiligt – ein Anliegen, das sich mit kirchlichen Prinzipien klarerweise berührt, dem aber nicht jede Arbeit hier entspricht, erst recht nicht natürlich die erwähnte, massiv kritisierte.

In den nicht weit vom Fridericianum gelegenen Gotteshäusern sind Kunstinstallationen aufgebaut, die zur Besinnung einladen und so für willkommene Abwechslung im Documenta-Trubel sorgen. Das raumgreifende „Poem for Pearls“ der Künstlerin Birthe Blauth in der hellen katholischen St.-Elisabeth-Kirche weckt paradiesische Assoziationen: Im Zentrum einer Kunstrasenfläche steht eine große Schale mit vielen glänzenden Perlen. So lange der Vorrat reicht, können sich Besucher eine davon mitnehmen, um die beeindruckende Arbeit aktiv in Erinnerung zu behalten. Im Gegensatz zu so vielem, was diese Documenta zeigt, wird hier weniger auf politische Wirkung gesetzt. Es geht darum, zur Ruhe zu kommen und die Gedanken auf etwas zu richten, was alle Politik übersteigt: die Dimension der Ewigkeit.

Abstrakt-konstruktiv ist auch die Bildsprache jener Werke, die in der evangelischen Karlskirche zu sehen sind. Unter dem Motto „drei in eins“ werden auch Musik- und Wortbeiträge sowie Themengottesdienste geboten. Fünf Künstlerinnen präsentieren ihre bemerkenswerten Installationen nacheinander für jeweils ein bis zwei Wochen. Im August zeigt zuerst Sonja Meller ihre Installation „Honighimmel“; dabei fließt Honig in einem dünnen Faden von der Decke, sammelt sich in einer goldenen Schale an und weckt Assoziationen zum biblischen Land, in dem Milch und Honig fließen. Danach lässt Anna Myga Kasten „Fliegende Dinge wie Schiffe“ aus lichtem Papier über den Köpfen der Betrachter schweben. Den Kunstreigen beschließt dann ab 12. September Kristin Lohrmanns Installation „Grasstücke“, bei der mehr als 8 000 Bleistifte für die Halme stehen. Erneut das große Ganze: Es geht um Natur, die Welt und darum, welchen Platz sie in unseren Gedanken und der Gesamtheit der Kultur haben. An den Hauptorten der Documenta hätte man sich mehr Informationen zu den gezeigten Arbeiten gewünscht, um nicht den Eindruck purer Beliebigkeit entstehen zu lassen, einer Beliebigkeit der Auswahl und der Kunstzuschreibung. So ließen sich einige Missverständnisse vermeiden. In den zwei Kirchen kann von Beliebigkeit keine Rede sein. Hier ist Stimmigkeit das leitende Prinzip.

Im August zeigt Sonja Meller ihre Installation „Honighimmel“ in der evangelischen Karlskirche in Kassel.

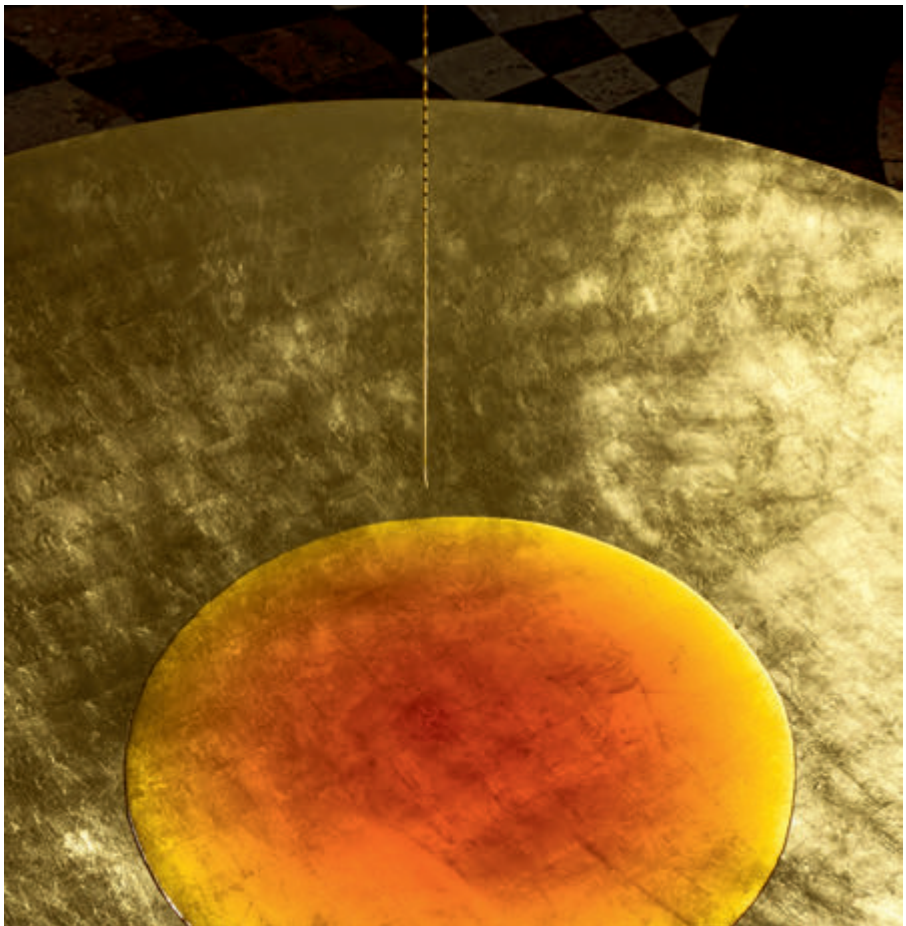


Foto: Norbert Artner

Weitere Artikel zum Thema:
www.zeitzeichen.net/node/9854
www.zeitzeichen.net/node/9856
www.zeitzeichen.net/node/9857

• Zur Diskussion um die richtige evangelische Friedensethik schrieb der Göttinger Professor für Staats- und Kirchenrecht, Hans Michael Heinig, in der *FAZ*: „Eine kirchliche Friedensethik tut gut daran, die realen Machtverhältnisse zur Kenntnis zu nehmen. Eine ethische Perspektive darf realpolitisch ansetzen, muss aber zur ethischen Normbildung beitragen. Die ethische Orientierung an der Achtung des universellen Völkerrechts lässt sich deshalb nicht durch eine Ordnung faktischer Einflusssphären ersetzen. (…) Das völkerrechtliche Verbot eines Angriffskrieges und das (im Verhältnis zu Maßnahmen des UN-Sicherheitsrates subsidiäre) Recht auf Selbstverteidigung sind aber im Lichte des Kriegs in der Ukraine friedensethisch nicht obsolet geworden."

• Heinig fährt dann etwas später so fort: „Zugleich werden wir gegenwärtig auf dramatische Weise des Umstands gewahr, dass das Recht in den internationalen Beziehungen anders wirkt, andere Durchsetzungsressourcen und andere Gefährdungen der Rechtstreue kennt als im staatlichen Kontext. Die von den Reformatoren in ihrer politischen Anthropologie vorausgesetzten menschlichen Abgründe lassen sich zurzeit im internationalen Zusammenhang nicht in einer Weise einhegen, die mit staatlichen oder supranationalen Rechtsordnungen vergleichbar wäre." Traurig, aber wahr.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Untergang des christlichen Abendlands?

Inwiefern sind die Unterschiede zwischen Männern und Frauen biologisch oder gesellschaftlich bedingt? Schon diese Frage bringt manche konservative Kirchenleute auf die Palme. Diese Tagung zeigt, wie Amtsträger der römisch-katholischen Kirche, der Russisch-Orthodoxen Kirche und säkulare Wissenschaftler den Kampf gegen Genderstudien benutzen, um alte Rollenbilder von Mann und Frau wiederzugewinnen und zu befestigen. Der pietistische Theologe Torsten Dietz, der im Herbst die evangelikale Hochschule Tabor in Marburg verlässt, nachdem er dort zwanzig Jahre gelehrt hat, schildert die „heteronormative Geschlechterproblematik im Evangelikalismus und seine Probleme". Und die muslimische Theologin Dina El Omari (Münster) beleuchtet die Anti-Gender-Strategien islamistischer Gruppen. Anmeldeschluss: 6. September

Zurück zur „natürlichen" Ordnung? Theologische und theopolitische Dimensionen des Anti-Gender-Diskurses

12. bis 13. September, Ruhruniversität Bochum, Telefon: 02 34/2 17 30, E-Mail: beate.vonmiquel@rub.de, https://mariejahodacenter.rub.de/veranstaltungen

Vorbildlicher Mensch, Revolutionär, Gott auf Erden?

„Wer ist Jesus Christus für uns heute?" Dieser Frage Dietrich Bonhoeffers muss sich jede Pfarrerin und jeder Pfarrer stellen, bevor er oder sie die Kanzel besteigt. Diese Tagung, die pfarrerfreundlich nicht am Wochenende stattfindet, zeigt anhand verschiedener Predigten Spielarten christologischer Auslegungen und wie das Reden über Christus von Nichttheologen wahrgenommen wird, wie die Christuspredigt in anderen Kulturen aussieht und was Predigerinnen und Prediger von der Darstellung Christi in der bildenden Kunst und in der Kichenmusik lernen können. Und Arbeitsgruppen gehen der Frage nach, wie eine Christuspredigt an einem normalen Sonntag oder am Totensonntag aussehen kann. Angeboten wird auch eine Schreibwerkstatt. Und informiert wird über „die gegenwärtige christologische Diskussion in der systematischen Theologie".

Christus predigen

5. bis 7. Oktober, Evangelische Akademie Loccum, Telefon: 0 57 66/8 11 16, E-Mail: stefanie.meyer@evlka.de, www.loccum.de

Verflixtes „Bahn-Tix"

REINHARD MAWICK

Häufig schrieb ich schon an dieser Stelle über die Bahn und mich, und war dies vor Jahren noch eine Nische für Kenner und Gleichgesinnte, so ist es inzwischen zum Massenphänomen geworden. Das Jahrhundertproblem Bahn, dieser Stahl- und Schienen-Sisyphos, wird in Analysen, Aufmachungen und düsteren Prophezeiungen landauf, landab besungen. Jene Bahn in Deutschland, der Mitte Europas, die verdammt ist, den Schrott, den sie hat beziehungsweise aus dem sie besteht, ungerührt weiter zu nutzen, während gleichsam am offenen Herzen dieses Schrotts – sei es Schienenschrott, Wagenschrott, unbenutzbarer WC-Schrott, unbrauchbarer Türen- oder allgemeiner Pünktlichkeits-Schrott – repariert und restauriert wird, was dann zu weiteren „Störungen im Betriebsablauf" führt. Selbst als (immer noch) passioniertem Bahnfahrer bleibt einem zurzeit nur der Seufzer: „Meine Enkelin wird es vielleicht einmal besser haben." Und ja, natürlich, ich weiß: Auf Einzelschicksale, selbst wenn sie massenhaft vorkommen, kann in diesen Zeiten keine Rücksicht genommen werden.

Doch eines, liebe Bahn, will ich Dir ins Stammbuch schreiben, etwas, was mich neulich wirklich an den nervlichen Rand brachte: Ich musste nach Holland fahren, und da ist die Ticketbucherei via Internet etwas inkommod. So rief ich den Bahnkomfort-Service an, der das für mich erledigte und mir die Karten am Automaten hinterlegte. Logo, kein Problem, ich bin ja Profi. Aber dann: Die Automaten in Hannover Hbf waren plötzlich alle blau und nicht mehr rot, und ich fand auch nach hektischem Suchen nicht das erlösende Feld „Bahn-Tix", unter dem sich immer Ticket-Hinterlegungen finden. In letzter Sekunde kam ich dahinter, dass ich einen der wenigen verbliebenen roten Automaten beim Reisezentrum aufsuchen muss, da war „Bahn Tix" noch am Start. Fast hätte ich die Reise ohne Ticket antreten müssen, und das wäre teuer geworden. Danke, liebe Bahn, für gar nichts, grrr …

In der nächsten Ausgabe

Grafik: Evangelische Landeskirche in Baden

Ökumene unter Druck

Vom 31. August bis 8. September tagt die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) erstmalig in Deutschland (siehe auch Seite 12). Zur Karlsruher Weltkirchentagung, der 11. Vollversammlung seit 1948, erscheint ein Schwerpunkt zu Themen der weltweiten Ökumene. Die Historikerin Katharina Kunter zeichnet die Geschichte der ökumenischen Bewegung seit ihrem Beginn im 20. Jahrhundert nach, der Theologe Hans-Georg Link untersucht, welche Rolle das Thema Krieg und Frieden bei den bisherigen zehn Vollversammlungen spielte. Die ehemalige EKD-Ratsvorsitzende und *zeitzeichen*-Herausgeberin Margot Käßmann blickt auf ihre Jahrzehnte im Exekutivausschuss des ÖRK zurück, und der mitteldeutsche Regionalbischof Johann Schneider skizziert aus seiner Sicht das theologische und geistliche Profil der Orthodoxie. Im Interview sprechen wir mit Rainer Kiefer, dem Direktor der Evangelischen Mission Weltweit.

Klima, Konten und Kredite

Bei der Transformation unserer Wirtschaft hin zu mehr Klimaschutz spielt die Finanzbranche eine wichtige Rolle. Denn schließlich werden die meisten Investitionen von Unternehmen über Kredite finanziert. Das ist auch im kirchlichen Bereich so, weshalb sich die Evangelische Bank in Kassel einen klaren Nachhaltigkeitskurs verordnet hat. Was das konkret für private und geschäftliche Kunden bedeutet, erläutert Astrid Herrmann, die den Bereich Strategie und Nachhaltigkeit der EB verantwortet, im Interview mit *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch.

Gemeinsam aus dem Leben

Im Februar 2020 hat das Bundesverfassungsgericht das Sterbehilfegesetz aus dem Jahre 2015 aufgehoben und den Deutschen Bundestag beauftragt, neue gesetzliche Regelungen auszuarbeiten und zu verabschieden. Seither werden in Deutschland auch assistierte Suizide von Sterbehilfeorganisationen durchgeführt. Herbert Csef, langjähriger Professor für Psychosomatik und Psychoonkologie am Universitätsklinikum Würzburg, beschreibt das Phänomen der Doppelsuizide, in dem zwei Menschen gemeinsam aus dem Leben gehen wollen.

Existentialismus reloaded

Die 54-jährige französische Autorin und Philosophie-Professorin Corine Pelluchon ist Existentialistin und eine der wichtigen neuen Stimmen der europäischen Philosophie. Genauer: Pelluchon ist eine Neo-Existentialistin, denn die von Jean-Paul Sartre ausgegebene Gleichung „Der Existentialismus ist ein Humanismus“ erfährt bei ihr eine Dehnung hin zur Weltliebe. So bekommt die Aufklärung ein neues Kleid angepasst. Eine Würdigung von Klaas Huizing.

Exklusiv für zeitzeichen-Abonnenten

10% Rabatt auf alle Artikel[1] im Komm-Werbedienst-Shop[2/3]

In diesem Shop finden Sie Artikel zu den folgenden Themen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Karten
- Kalender, Kirchenjahr
- Advent und Weihnachten
- Pilgern und Beten
- Geschenke für viele Anlässe
- Fundraising
- Fahnen, Plakate, Broschüren
- Trauer
- Taufe und Konfirmation
- Kinder
- Reformation

Kirchen-Ei
Bestellnr. 901138

Handkreuz
Bestellnr. 303802

Klick-Armband
Bestellnr. 901116 / 901126

Sonntags-Mitbringsel
Bestellnr. 901099

Das Angebot des Shops finden Sie unter:
www.komm-webshop.de
Oder bestellen Sie unter Tel. 0521/94 40 220
einen aktuellen Katalog mit Stichwort „zeitzeichen“

1 Bücher ausgenommen (Preisbindung)
2 Bis zu einem Bestellwert von 500,– Euro innerhalb eines Kalenderjahres
3 Bereits rabattierte Produkte sind von dieser Aktion ausgeschlossen
*Ihre Kundennummer (8-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon

Versandkosten (Porto und Verpackung) kommen zu den angegebenen Preisen hinzu. Bei Inlandsbestellungen berechnen wir eine Pauschale von 6,95 € pro Auftrag und Lieferadresse. Ab 100,- € Bestellwert liefern wir versandkostenfrei. Ausgenommen davon sind Sperrgut-Sendungen, für die Versandkosten in Höhe von 21,95 Euro pro Sendung anfallen. Die Kosten für Auslands- oder Express-Sendungen werden nach Aufwand berechnet.

komm
Werbemittel. Rundum gut beraten.

Tel. 0521 / 94 40 - 220
Fax 0521 / 94 40 - 221

www.komm-webshop.de
info@komm-webshop.de

WerbeDienst-Vertrieb
in der Luther-Verlag GmbH
Cansteinstraße 1
33647 Bielefeld

Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Stück	Artikel	Bestell-Nr.	Stückpreis
1	komm-Katalog	–	–

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

☐☐☐☐☐☐☐☐

Name/Vorname

Institution

Straße/Hausnr.

PLZ/Ort

Telefon

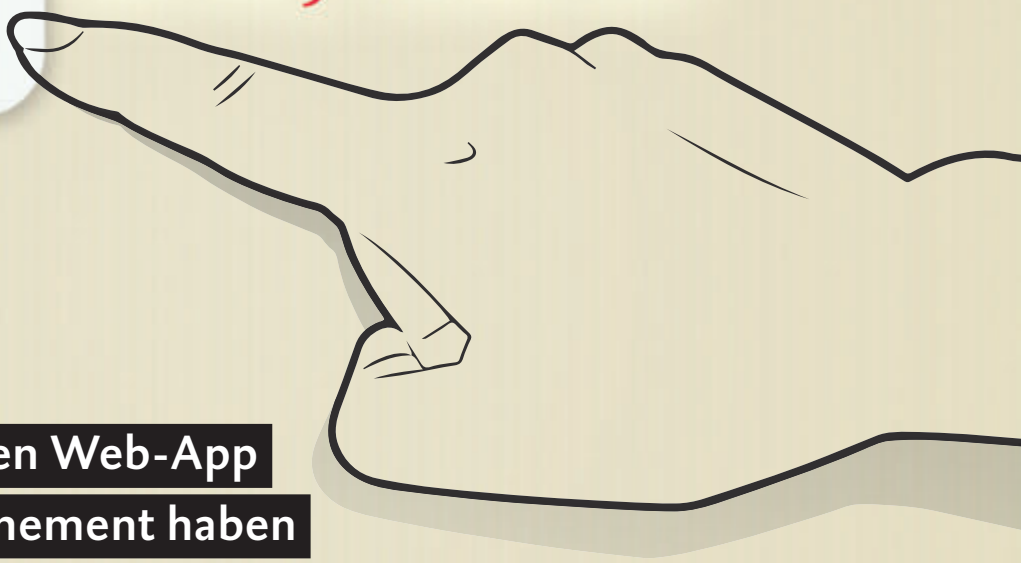
E-Mail

Ort/Datum

Unterschrift

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Zack, zack!



Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:

_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,

_ zum PDF der Print-Ausgabe,

_ zum „*z(w)eitzeichen*“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen, Kommentaren und anderen Texten

_ und dem kompletten Online-Archiv.

Die Web-App lässt sich einfach über unsere Webseite herunterladen.
Alle Informationen dazu finden Sie auf:

www.zeitzeichen.net/pwa